



Mr. 2. Erscheint Sonntags und ist in der Post-Zeitungsvertheilung unter Nr. 1694 e eingetragen. **Berlin, den 12. Oktober.** Abonnementspreis bei der Post oder im Buchhandel vierteljährlich 3 Mark. **1889.**

Inhalt: Schneidiges Liebchen. Von Hans Hopfen. — Edison und Siemens. Von Franz Bendt. — Ein neuer Philosph für das Volk. (William Macdonaldre Zatter.) Von Dr. Helene Tenstomph. — Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich Spielhagen. — Die heutige Pflanzenanatomie. Von Dr. Theodor Jaenich. — Aus Wien. Von Karl von Thaler. — Jung Chan's Weiden. Von Cla Hansson. — Nach berühmten Mustern. Emilie Zola. Das geschundene Heli. (Parodie.) — Die Freie Künne. Von F. W. — Kleine Kritik.

Schneidiges Liebchen.

Eine neue Geschichte des Majors.

Von
Hans Hopfen.

(Fortsetzung.)

Wiß Parker war eigentlich eine entzückende Person. Ein Figürchen, wie auf einen Nippstisch zu stellen. Alles an ihr war Zierlichkeit. Zum Unterschied von anderen Engländerinnen, die mir im Leben vorgekommen waren, hatte sie die zierlichsten Händchen und Füßchen von der Welt, eine bewusste Anmut in Haltung und Bewegung, mit der sie jeden Mann bezauberte, und einen exotischen Chic in ihrer Toilette, mit dem sie alle unsere einheimischen Damen vor Neid plätzen machte. Wäre ich nicht so über alles Erwarten plötzlich in Seraphinens Fesseln geschlagen worden, ich wäre wohl den holden Spuren jener Albionstochter gefolgt. Und wer weiß

Wenn irgend jemand auf Erden, so war dieses süße kleine Geschöpf dazu geeignet, Seraphinens Eifersucht zu erregen, und ich war, selbst nach all ihrer schlechten Behandlung, noch so sehr in sie verliebt, daß ich ihr diese Qual von Herzen gönnte.

Einigemal im Laufe des Abends wollt' es meinem verstorbenen Beobachten auch scheinen, als gelänge mir meine List. Aber je länger die Unterhaltung mit der hübschen Engländerin wäherte, desto mehr verlor sie an innerer Wärme, an treibender Kraft; ich mußte mich zwingen, ich langweilte mich, ich ärgerte mich und ließ endlich die muntere Kleine allein plaudern, während ich durch die vorüberwallenden Paare nach Seraphinen schielte.

Da geschah mir etwas ganz Unerwartetes. Ich, der ich Seraphinens Eifersucht hatte erregen wollen, ward selber von Eifersucht gepackt. Und das kam so.

Hatte sie's darauf abgesehen, oder kam es durch Zufall: der Anblick, der sich mir bot, als ich, meines Einfalls froh,

und seiner Wirkung sicher nach der Geliebten spähte, enthüllte einen Hauptmann erster Klasse, in einer so hingegebenen Stellung Haltung konnte man es nicht mehr nennen Lage, daß ein bißchen mehr von einem Fußfall nicht zu unterscheiden gewesen wäre, und dazu meine Angebetete ganz Ohr, ganz Huld und Gnade!

Deinen Blitz, Herr des Himmels, deinen Blitz auf einen Augenblick nur, und meines Vaters Haus loderte in Flammen.

So aber stand ich machtlos, starr, vor den Kopf geschlagen dieser Gruppe gegenüber, die das Ende meines Glücks und meiner Liebe in greifbaren, schön bewegten Figuren darzustellen schienen.

„Wer ist der Hauptmann?“ fragte ich den ersten besten, der vorüber kam, und da der's nicht wußte, den zweiten, und als der mir antwortete, ich müßte die Gäste meines Hauses wohl besser kennen, den dritten. Dieser gab mir endlich ganz genau Bescheid. Ich hörte einen Namen, der mir damals noch unbekannt war, mir aber in folgenden Tagen noch manchen Verdruß bereiten sollte. Ihr werdet nicht von mir verlangen, daß ich ihn nenne. Und ich hörte, daß dieser Herr in eben jenem drei Meilen weit entfernten Orte in Garnison lag, wo Seraphinens kranke Freundin wohnte, mit dieser verwandt und in jene verliebt sei und, wenn die Dinge so günstig, wie sie angefangen hatten, sich weiter entwickelten, sie nach aller Voraussicht zur Frau bekommen werde. Amen und adieu!

Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Ich lag tief drinnen in der meinigen, auf deren Vertiefung ich mir noch eben so viel eingebildet hatte.

Sowie sich die erste Verblüffung legte, beschloß ich, zu handeln, mir so etwas nicht gefallen zu lassen, mich zu rächen, was weiß ich.

Es drängte mich, den Feind Aug' in Auge zu fassen. Mit gebührender Höflichkeit, mich vor beiden verneigend, trat ich zwischen sie und fragte das lächelnde Fräulein, ob es nicht der nächste Tanz sei, den ich mit ihr zu tanzen die Ehre haben würde.

Seraphine verhielt sich streng zur Sache, that nicht im

mindesten, als durchschaute sie meine plumpe List, und durchforschte die Autogramme ihres Ballkärtchens mit gründlicher Gewissenhaftigkeit.

Dann schüttelte sie das Haupt, nannte den Namen eines dritten Herrn und zeigte mir zum Überflus seinen Namen auf der Karte.

Ich brachte eine faule Entschuldigung vor, daß ich meine Tanzkarte verloren hätte.

Sie hörte schweigend, vornehm, oberflächlich lächelnd zu. Auch der Hauptmann erster Klasse schwieg vornehm lächelnd. Alle beide schwiegen so, wie höfliche Leute schweigen, denen ihre gesellschaftlichen Gewohnheiten nicht gestatten, einen überlästigen Dritten zu bedeuten, wie gern sie in diesem Augenblick seiner Unterhaltung entbehrten.

Ich fühlte es, ich schämte mich und stand wie angewurzelt auf dem Fußboden, ohne mich hinwegbegeben zu können. Ich durfte mit dem höheren Kameraden, ich durfte vor allem in meines Vaters Haus mit einem seiner Gäste keine Händel suchen. Ich hätte in meiner damaligen Unerfahrenheit auch nicht gewußt, wie das schicklicher Weise anzufangen wäre. Zum Glück brach der erste Geigenstrich, der den nächsten Tanz ankündigte, den Bann. Die Gesellschaft flutete durcheinander, und die beiden waren vor mir weg ins Gewühl verschwunden, ich wußte nicht wie.

Ich stürzte in den Strudel hinein. Ich langte, ohne es zu wollen, sozusagen instinktiv, wieder bei der hübschen kleinen Parke an, bat um eine Extratour und dehnte diese so unbegreiflich lang aus, daß ich mich nachher bei dem geprellten Tänzer von Rechts wegen entschuldigen mußte, und hatte gleich darauf keine klare Vorstellung mehr, ob ich getanzt, mit wem ich getanzt, und noch viel weniger, ob und was ich dabei geredet hätte.

Ich vergrub mich ins Büffett, ich aß ohne Hunger, ich trank ohne Durst und merkte endlich, daß die Leute aufbrachen und den scheidenden Gästen meines Vaters die üblichen Komplimente zu machen waren. Ich sprang auf, mit einer Angst, als sollte mir ein Vermögen entwendet werden, wenn ich die Räuber nicht festhielte. Ich turnte durch das dickste Gewühl nach dem Vorhause. Ich erwischte Seraphinen gerade noch in dem bedenklichen Augenblick, als ihr der Hauptmann erster Klasse süßholzraspelnd den Mantel über die schlanken, weißen Schultern legte. Es kam mir wohl so vor, als fänden einige, die ich hastig beiseite schob, solche Rücksichtslosigkeit bei dem Sohne des Hauses nicht ganz am Platz, oder lachten andere sogar über meinen vorwärtstrebenden Eifer; mir war alles einerlei. Ich mußte Seraphine noch einmal sehen, sie sprechen, aus ihrem Munde hören, ob wirklich zwischen uns alles aus sei, mochte dabei aufhorchen, wer immer, und daraus werden, was wollte.

Zimmerlin nahm ich, einmal vor ihr stehend und der Wichtigkeit des entscheidenden Augenblicks bewußt, meine Geistesgegenwart zusammen und sprach mit tadelloser Höflichkeit die Hoffnung aus, daß der Abend in meines Vaters Haus ihr Vergnügen gemacht haben und ihr wohl bekommen möge.

Sie antwortete mir in vollendeter Bosheit auf englisch, es wäre ganz reizend — just lovely — gewesen, sie hätte sich königlich amüsiert — fast so gut wie ich.

„Ich?!“ rief ich. „Mein Vergnügen war mäßig und meine Freude farg!“

„Heuchler,“ antwortete sie, immer noch in der Zunge Albions. „Gehen Sie doch dort hinüber zu Ihrer reizenden Miß Parker und wiederholen Sie ihr, was Sie mir eben vor-schwindeln möchten!“

„Seraphine!“ rief ich leise zwischen den Zähnen. „Was sind mir alle Parkers beider Welten! Machen Sie mich nicht rasend! Der Augenblick entscheidet über uns beide!“

„Schweigen Sie, Schweigen Sie!“ raunte sie mir zu, während sie sich geschäftig nach der andern Seite wandte und überlaut, wie um mein gefährliches Flüstern mit ihrer Stimme zu decken, mit dem anbetenden Hauptmann sprach.

Ich hätte das nicht ertragen in der Siedhize meines Gemüts, wenn ich nicht, Gott mag wissen wie, plötzlich ihre linke Hand zu fassen gekriegt hätte. Die kleine süße Teufelskralle hielt mich fest, ohne daß es jemand sehen konnte, und redete stumm eine so beredte Sprache, daß ich den emsigen, liebestollen Hauptmann rechter Hand auf einmal gar nicht mehr beneidete.

Also von zwei Verrückten eskortiert, gelangte Seraphine die Treppe hinab. Hier hieß es noch einen Augenblick verziehen. Es war der richtige Wagen nicht gleich zur Stelle. Nach einigem vergeblichen Rufen und Pfeifen des Dieners an der Pforte stürmte der Hauptmann erster Klasse in eigener hoher Person in die Nacht hinaus, nicht anders, als wollt' er mir den Rang ablaufen und diesen Freundschaftsdienst vor der Nase wegnehmen.

Wir kam's zu paß.

„Liebst Du den Hauptmann?“ fragte ich leise, aber mit dem Ton Othellos im letzten Akt.

Sie sicherte laut auf, daß der Korridor wiederhalte und die Leute glauben mochten, ich hätte eben einen ausgezeichneten Witz gemacht.

„Liebst Du Miß Parker?“ fragte sie lächelnd dagegen, aber nun war's ein grünes, giftiges, zähneweisendes Lächeln. „Ich liebe Dich und niemand sonst auf der weiten Welt, Seraphine!“

„Du liebst überhaupt niemand!“ war ihre Antwort. „Auf der weiten Welt niemand als Dich selbst! Du bist ein Egoist ohne Treu und Glauben, Du kannst nicht lieben!“

„Ich?!“ war alles, was ich auf eine solche Anklage hervorbringen konnte; denn ich war starr vor Empörung und andererseits trat eben der Hauptmann erster Klasse mit hochgerötetem Angesicht und strahlenden Augen wieder aus der Nacht herein in unsere Helle und rief: „Baronesse, er ist da!“ Der Wagen nämlich.

Da nun der Kapitän als kluger Freier es vor allem bei der Frau Mama seiner Angeschwärmten nicht verderben wollte und überdies der ältere von uns beiden war, bot er der älteren Dame den Arm, und mir blieb nichts übrig, als der jüngeren das Gleiche zu thun.

Dabei sprach ich in Tone der schwergekränkten Tugend: „Das geht zu weit. Du hast ein Recht, mich zu hassen, keines, mich zu verachten.“

„Mag sein,“ antwortete sie. „Und doch veracht' ich Dich und bring' es leider nicht über mein dummes Herz, Dich zu hassen!“

„Na also!“ rief ich — fast zu laut in meiner freudigen Überraschung.

„Sei still um Gottes willen! Wenn man Dich hörte, wär' ich verloren,“ flüsterte sie.

„Wann seh ich Dich wieder?“ flüsterte ich.

„Niemals!“ sagte sie.

„Ich muß, ich muß Dich sprechen!“ sagte ich.

Die Frau Mama war eingepackt. Die Keiße war an der Tochter, einzusteuigen. Schon streckte der Hauptmann beide Hände aus, ihr in den Wagen zu helfen. Da ließ sie aus der linken Hand den Pelzmantel los, und dieser flatterte, gleich vom Nachwind erfaßt, von der nackten Schulter herab in den Schnee.

Sie griff danach und wandte dabei das Gesicht ganz von dem Hauptmann ab und mir zu, der ich den flüchtigen Zipfel einfieng und mit aller Behutsamkeit langsam in seine richtige Lage zurückführte. Während ich also — aus reiner Vorsicht — die Knöpfe des Mantels in ihre Knopflöcher drückte, flüsterte sie tief herabgebeugt: „Heute früh . . . um fünf . . . im Garten . . . unter meinem Fenster! . . . Verstanden!“

„Zu Befehl, Baronesse,“ sagt' ich laut aber froh und stand stramm daneben, während der glückliche Hauptmann die holdvermummte Schöne mit seinen Heldenarmen in die Karriole hineinschob.

Ein Pfiff, ein Getrampel, und weg waren sie.

„Ein famosjes Mäd'el die Baronesse!“ rief der Hauptmann unwillkürlich und strich sich den schwarzen Schnauzbart siegesgewiß.

„Ein schneidiges Liebchen!“ sagt' ich, worauf mich der Herr Kamerad mit einem Witzle maß, als wollt' er mit dem Zaunpfahl winken: Du wirst Dir wohl nicht einfallen lassen, mir ins Gehege zu gehen!

Ich war flug genug, wie der Fuchs meine Fährte zu verwischen, und fuhr meinen Ausruf erläuternd fort: „Der mag von Glück sagen, der sie einmal als Braut heimführen wird.“

Ein hoffnungsloser Seufzer, den ich meinerseits dieser tief-sinnigen Bemerkung nachsahnte, schien den Hauptmann erster Klasse vollkommen zu beruhigen. „Das glaub' ich auch!“ rief er siegesgewiß und nicht ohne Ironie, wie ein Jäger, der den Vogel, nach dem der andere pirscht, schon in der Waidtaste hat.

Er lud mich ein, noch irgendwo, vielleicht im „goldenen Sackel,“ dem berühmten Gasthof, eine Flasche Sekt mit ihm zu leeren, — nicht etwa, weil er besonderes Gefallen an mir fand, sondern weil er das dringende Bedürfnis fühlte, mit irgend jemand, gleichviel mit wem, noch ein übriges von derjenigen zu reden, die sein Herz erfüllte.

Und ich nahm die Einladung mit Vergnügen an, nicht etwa, weil ich auch nur das geringste Wohlgefallen an meinem Nebenbuhler fand, sondern weil ich nicht wußte, wie ich die kurze Zeit hinbringen sollte, die mich von meinem Stellbuchein trennte.

Es war zwei Uhr vorüber, das Lokal bald gefunden und die Thür aufgetrommelt. Sahen auch schon etliche von den Junggefell'n drinnen, die vom Ball nicht geradenwegs hatten heimfinden können und noch ein Glas über Not zu trinken und noch etliche überflüssige Worte auszutauschen sich bemüht fühlten.

Wir zwei aber waren noch keine Stunde beisammen gewesen, als wir in unserer Unterhaltung an eine Grenze kamen, die wir nicht überschreiten wollten. Oberflächliche Fragen nach Charaktereigenschaften Seraphinens, nach Familientypen und kleinen Erinnerungen aus der Kinderzeit hatt' ich ihm mit jener behaglichen Weitschweifigkeit beantwortet, mit welcher jeder junge Mann gern von seiner Geliebten plaudert, ohne Wichtiges zu

verraten. Nun schwiegen wir, denn Vertraulichkeiten wollte keiner von uns beiden preisgeben.

Er gähnte, ich gähnte. Mich befiel ein Heidenerschrecken, ich möchte am Ende auch meinem Liebchen ins Angesicht gähnen. Ich eilte heim, weckte meinen Burischen, wusch mich, gab ihm ein besonderes Trinkgeld, befahl ihm, lautlos in seinem Stübchen Wache zu stehen, und mich mit dem Schlag halb fünf zu wecken, trotz meines allenfallsigen Widerstrebens zu wecken, auf die Gefahr hin, seine rauhe Hand an die Bettdecke seines Vorgesetzten und selbst an dessen Schulter zu legen.

Ich sank in bleiernen Schlaf, sowie mein Ohr nur das Klirren drückte. Der Burische hatte wirklich seine liebe Not, mich schon nach sieben Viertelstunden wieder in die Höhe zu kriegen, bis mir das Bewußtsein und mit ihm die Sehnsucht nach der Geliebten zurückkehrte.

Er half mir rasch in einen bereitgehaltenen Civilanzug. Ich stülpte mir den Schirm einer Jagdmütze vors Gesicht und nahm einen kurzen eisernen Stock zur Hand — denn ganz unbewaffnet auszugehen und gar zu einem nächtlichen Rendezvous, wäre für den jungen Lieutenant ein degradirender Gedanke gewesen.

Das Städtchen lag in tiefem Schlaf. Weiß blinkte allenthalben die Nacht. Der Wind schien über Land gefahren. Kein Hauch blies ein Stäubchen vom reichlich gefallenen Schnee auf. Durch undeutliche Wolkenmassen glänzte dort und da ein schöner Stern.

Meine Schritte hallten in den schweigenden, leeren Gassen, daß ich meinte, alle Schläfer müßten aus den Betten fahren und an ihre Fenster springen, um zu sehen, was es Außerordentliches gäbe. Mir hämmerte das Herz in der sonst so festen Brust, und ordentlich auf den Behen schlich ich in langen Sprungschritten meinen wohlbekannten Weg.

Es war nicht weit bis zum Hause Seraphinens. Aber daran war kein Gedanke, daß ich an der Vorderseite eintrat, wo den Garten eine ziemlich hohe Mauer von der Straße trennte. Überdies schauten die Fenster von Liebchens Zimmer nach rückwärts. Ich mußte also zunächst die Parallelstraße aufsuchen, worin des Gartens andere Seite stieß, und deshalb einen kleinen Umweg machen.

Ich hörte mit zählendem Hochgefühl dreiviertel schlagen, da ich noch unterwegs war. Ich wußte, die Uhr von Sankt Nikolai, ziemlich fern, schlug zuerst, dann kamen ganz in der Nähe die Glocken der Schloßkirche und dann die andern im Chor hinterdrein.

Noch eine Viertelstunde, jubelte es in mir auf, und dann . . .!

Ich machte mir sehr übertriebene Vorstellungen von meinem ersten nächtlichen Stellbuchein. Aber man wäre nicht zwanzig Jahr alt, um nicht an alle Wunder der Liebe zu glauben, und man wäre kein Lieutenant, um sich nicht für unwiderstehlich zu achten . . . besonders wenn man einmal soweit war, wie ich, und sich vor Tagesgrauen auf Schleichpfaden in den Garten der Ersehnten stehlen durfte.

Mein Chronometer zeigte acht Minuten vor fünf, als ich in die stille, schmale Gasse einbog, welche zu beiden Seiten garteneinfriedende Planken begrenzten. Wir waren als Kinder hundertmal durch das Hinterpförtchen gelaufen, um drunten an der Ecke bei der Höckerin Kirschen zu kaufen oder Nachbarsrangen auf dem nächsten Wege abzuholen. Ich kannte das Hinterpförtchen genau; aber wenn ich gewöhnt hatte, daß

ich es jetzt offen finden würde, so überführte mich wiederholt erfolgloses Drücken auf die Klinke meines Irrtums.

Daran hatte Seraphine nicht gedacht, mir den Zugang zum Paradiese so bequem zu machen. Weit entfernt! Auch hätte wirklich die Romantik des Vorgangs gelitten, wär' ich so mir nichts, dir nichts über die Schwelle geschritten, wie am lichten Tag, und nicht einmal von einem Vernummten geleitet, unter dessen Gewand eine Dolchlinge hervorbligte.

Mich des weiteren mit der Thür einzulassen, wäre zu geräuschvoll, und das Schloß zu verderben, wäre überdies zwecklos gewesen. Wo der Zimmermann das Loch gemacht hatte, war für mich kein Heil. Also rasch entschlossen! Da zu Fünft nur noch drei Minuten fehlten, war alles weitere Überlegen vom Übel. Der Planzenaum war an die zehn Fuß hoch. Ich drückte meinen eisernen Stock durch den Schnee fest in die Erde, setzte die linke Sohle darauf, griff, mich empor-schwingend, mit den Händen rasch ans obere Ende der Bretterwand und schwang mich hinauf. Herunter auf der anderen Seite ging's leichter — ein schräger Querbalken gestattete dem tastenden Fuß kurzen Halt — und drunten war ich und drinnen!

Ein paar Zweige knackten, der Schnee stob neben mir auf, als ich den Boden berührte, dann war wieder alles still, und ich flog, meiner Kühnheit freudig bewußt, an den Taxushecken hin, die mir das Haus verbargen.

Als ich an ihnen zu Ende war, schlug's fünf Uhr.

Ich wartete, bis alle Türme fertig waren, und heftete meine Augen an die durch das Fensterkreuz zweimal gevierteilte weiße Fläche der Gardine, dahinter ich Seraphinens Schlafkammer wußte.

Es rührte und regte sich nichts. Das einstöckige Haus lag mit verschwimmenden Umrissen in der Dunkelheit vor mir. Nur Seraphinens Fenster hob sich aus der schattenhaften Fassade deutlicher hervor, war's, daß meine Phantasie dabei half, war's, daß ein Nachtlicht hinter der Gardine brante; das hohe Schindeldach der Villa schien unbestimmt in die Schneewolken hinein sich zu ergänzen und gen Himmel kein Ende zu nehmen. Die Sterne waren alle verschwunden. Der Himmel schien tief herabzuhängen.

Ich streckte den Kopf vor, hielt den Atem an, horchte und blickte mit äußerster gespannter Aufmerksamkeit. Alles blieb still, alles blieb ruhig. Nur hie und da fiel ein Häuflein Schnee von einem Ast in den Schnee über dem Boden herab. Nur manchmal wiederholte sich ein ferner, krächzender Ton; ob er von einem Vogel oder von einer Windfahne kam, war nicht zu unterscheiden.

Es fing ganz sachte wieder an zu schneien; breite, runde, tanzende Flocken. Es schlug ein Viertel. Mich fror an den Füßen, und ich mußte mehrmals hintereinander niesen.

Ein wütender Gedanke stieg mir zu Kopf. Sollte mich Seraphine zum Narren halten?

Ich ballte die Fäuste, wischte mir mit einem abgefallenen Zweige den Schnee von den Schuhen und schwor mir, daß sie morgen nicht mehr über mich lachen sollte.

Ich wartete entschlossen noch einige Minuten, und wie noch immer kein Lebenszeichen kam, ging ich im Bogen an den Taxushecken vorbei und dann geradezu an ihr verschlossenes Fenster.

Ich klopfte mit dem Mittelfinger einmal ganz derb an

die Scheibe, wartete wieder ein paar Sekunden und klopfte dann leiser, aber noch ein paarmal rasch hintereinander.

Dann lauerte ich wieder still, ob sich drinnen oder draußen nichts bewegte. Bildete ich mir's ein, oder ging wirklich etwas hinter dem Fenster vor? Noch einmal tupfte ich mit der Fingerspitze fest aufs Glas, dann sah ich, wie der Vorhang sich in Falten schob. Seraphine erschien hinter der Scheibe, das Haar in einen Zopf geflochten, den Pelzmantel bis an den Hals zugeknöpft, den Zeigefinger behutsam vor dem Munde.

Vorsichtig öffnete sie erst das innere Fenster, dann das äußere, dieses nur eine Spanne breit.

„Welch eine Unvorsichtigkeit, welche Tollkühnheit, bei nachtschlafender Zeit in einem fremden Garten spazieren zu gehen!“ flüsterte sie, als hätte nicht sie selbst die Ordre dazu gegeben.

„Ich folgte Deinem Befehl,“ antwortete ich.

„Und was willst Du von mir?“ fragte sie.

„Ich will Dich sehen, Dich sprechen, Dir sagen, daß ich Dich unsagbar lieb habe.“

Seraphine hörte das lächelnd an, ein Schauder schien unter dem Pelzmantel ihre schlanken Schultern zu berühren. Gleich danach die Stirn runzelnd, flüsterte sie: „Ich habe Dir schon gesagt, daß ich nicht an Deine Neigung glaube. Du bist unfähig, Dich Deines lieben Ichs zu entäußern, nicht im Stande, Dich ganz hinzugeben, nicht dazu gemacht, einem andern anzugehören, ihm alles zuliebe zu thun und nur in ihm und für ihn zu leben!“

„Ich bin's, Seraphine!“ schwor ich mit der Hand auf dem Herzen. „Ich lebe nur für Dich und will Dein Knecht und Dein Ritter sein!“

„Du hast mir selbst den Glauben an Dich und Deine Treue zunichte gemacht,“ antwortete sie traurig.

„Ich will Deinen Glauben wieder beleben und am Leben erhalten, solange ich selbst Atem holen werde. . . . Stelle mich auf die Probe!“

(Fortsetzung folgt.)



Edison und Siemens.

von

Franz Bendt.

Wenn dereinst ein Historiker sich die Aufgabe stellt, über die Kulturverhältnisse unserer Zeit zu berichten, dann wird er auch der großen Fortschritte zu gedenken haben, welche durch die technische Verwertung der Elektrizität auf fast allen Gebieten des Lebens erzielt worden sind. Und als die Urheber dieser eigenartigen Entwicklung sind dann an erster Stelle die Namen Siemens und Edison zu nennen. Stammen doch von ihnen zum größten Teile die seltsamen Apparate, durch welche in kurzer Zeit ein neues Weltbild geschaffen wurde.

Bei dem Besuch Edisons in Europa und seinem Zusammenreffen mit Siemens bot sich die Gelegenheit, diese beiden Niesen auf technischem Gebiete im freundschaftlichen Verkehr bei einander zu sehen. Unmittelbar regt sich daher die Lust, die Verdienste dieser Wohlthäter des Menschengeschlechts durch eine vergleichende Prüfung ihrer Werke in ein klares Licht zu stellen.

Der ältere der beiden, Werner von Siemens, weilt seit vielen Jahren unter uns. Der große Erfinder und Forscher hat seine

Mitbürger so verwöhnt, daß sie kein schöpferisches Schaffen in süßer Gedankenlosigkeit fast als etwas Selbstverständliches betrachten, und in ruhigem Behagen sich des Besizes dieses Mannes freuen.

Anderer stehen wir dem amerikanischen Erfinder gegenüber. Es liegt in ihm selbst, sowie in seiner Entwicklung und seinen Erfolgen etwas Ungeheures.

Die Persönlichkeit Edisons war während geraumer Zeit sehr schwer zu fixieren. Wir fanden ihn zuzeiten von einer echt amerikanischen Reklame bis zur Geschmacklosigkeit gefeiert und seine Werke ohne Auswahl, auch die noch nicht vollendeten, als Wunderwerke gepriesen, — um ihn bald darauf als Charlatan gebrandmarkt zu sehen. Und solche sich widersprechende Nachrichten kamen oft über den Ocean! Es entzückte dann den Menschenfreund, wenn aus dem Wüste solcher Notizen, immer von neuem, sich ein edler Kern enthüllte, in dem man ein Geschenk des Genies erkannte.

Werner Siemens, welcher im Alter von 73 Jahren, frisch wie ein Jüngling, seinen Niesengeschäften vorsteht, verkörpert in seiner Person die Entwicklung der elektrischen Technik. Man hat ihn nicht mit Unrecht den „Watt“ des Elektromagnetismus genannt. Wenn wir daher hier im engen Rahmen eine Schilderung seines Wirkens zu stellen versuchen, so liefern wir damit zugleich eine Geschichte der Elektrotechnik. — Siemens gehört zu den wenigen, und besonders in Deutschland so seltenen Männern, welche ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse in den Dienst der Praxis zu stellen wissen, und dadurch den Wohlstand ihres Vaterlandes in hervorragender Weise heben. Wissenschaftliche Gründlichkeit und kaufmännischer Unternehmungsgeist mischen sich in ihm in der glücklichsten Weise. — Er begann seine erfinderische Thätigkeit als junger Artillerieoffizier, indem er seine Talente der Kriegstechnik zuwandte. Er zeigte unter anderem, wie man den elektrischen Funken zur Messung der Geschwindigkeit von Geschossen verwenden könne, und legte die erste unterseeische Mine im Hafen zu Kiel, bei welcher Gelegenheit er sich seiner neuen isolierten Leitungen bediente. Auch dürfte es interessant sein, zu erfahren, daß er der Erbauer der berühmten Strandbatterie im Hafen von Eckernförde war, welche der dänischen Flotte später so verhängnisvoll wurde.

Es war in jener Zeit, — zu Anfang der vierziger Jahre, — hauptsächlich der älteste Zweig der elektrischen Technik, die Telegraphie nämlich, mit der sich erfinderische Köpfe gern beschäftigten; so auch in hervorragender Weise Siemens. Er hat zuerst auf die Wichtigkeit der unterirdischen Leitungen für längere Verkehrsstrecken aufmerksam gemacht und die technischen Schwierigkeiten besiegt, welche diese neuen Gebiete darbieten. So baute er damals die erste große Telegraphenlinie auf dem europäischen Festlande, von welcher die Strecke von Berlin bis Eisenach unterirdisch war.

Das Jahr 1847 spielt in der Geschichte der Elektrotechnik eine bedeutende Rolle; damals begründete nämlich Werner Siemens in Gemeinschaft mit dem genialen Mechaniker Halske die Firma „Siemens und Halske.“ — Er wirkte nun, nachdem er den Militärdienst quittiert hatte, als Fabrikherr und Industrieller im eminentesten Sinne. An das weltberühmte Berliner Geschäft schlossen sich nach und nach die Filialen in London, Petersburg, Wien, Paris und Tiflis an, denen zu meist die Brüder unseres Werner vorstanden.

Die neue Firma wendete sich zunächst, — den Forderungen der Zeit entsprechend, — fast ausschließlich dem Telegraphenbau zu, und in ihrem Betriebe entwickelten sich fast alle die Methoden und Kunstgriffe, welcher der Telegrapheningenieur bei seiner Thätigkeit bedarf. Besonders für die Kabeltechnik, sowie für die Legung unterseeischer Leitungen gab Siemens eine vollständige experimentell und mathematisch begründete Theorie, in der auch zum erstenmal das schwierige Problem gelöst wurde, wie die fehlerhaften Stellen in den langen Linien zu finden seien. Auch war es hauptsächlich die Firma Siemens und Halske mit ihren Filialen, welche nach und nach den Erdball mit Drähten überspannte. Als Bei-

spiel ersten Ranges nennen wir nur die Kabellegung durch das Rote Meer und die Ausführung der Indo-European-Line auf dem Landwege durch Rußland nach Indien. Eine große Zahl teils neuer, teils verbesserter Apparate, welche diese Thätigkeit erforderte, wurde zu jener Zeit gebaut.

Die großartige Entwicklung des telegraphischen Verkehrs zwang damals die Techniker, darauf hinzuwirken, eine möglichst große Ausnutzung der Drahtleitungen zu erzielen. Das erste Problem der „Vielfachtelegraphie“ wurde von Siemens und Frisken, seinem späteren Oberingenieur, gelöst durch die neue Methode des „Gegensprechens.“ — Es sei übrigens auch gleich hier auf das seltene Talent hingewiesen, das Werner Siemens in der Auswahl seiner Mitarbeiter befandete. Es bildete sich in seiner Firma ein Stab hervorragender Spezialisten, von welchem wir außer Frisken noch Hefner v. Alteneck und Fröhlich nennen wollen.

Die Elektrizität diente bis zum Schlusse der sechziger Jahre fast einzig zur Leistung leichter Arbeiten, wie zur Auslösung mechanischer Systeme und dergleichen mehr. Allerdings wurden bereits durch Magnetmaschinen, denen Siemens mittels seines berühmten „Doppel-T-Ankers“ die vollendete Form gegeben hatte, starke Ströme hervorgerufen; aber es zeigte sich, daß man damit auch an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt sei. — Die Erzeugung beliebig starker Ströme auf billige Weise ermöglichte erst Werner Siemens 1867 durch die Entdeckung des dynamischen Prinzips und die Konstruktion der Dynamomaschine. Diese wahrhaft geniale Erfindung, die bedeutendste in seinem erfolgreichen Wirken, machte ihn zum eigentlichen Begründer der modernen elektrischen Technik. — Man hatte gefunden, daß im Kerne der Elektromagnete, nach Aufhören des Stromes, ein geringer Rest der magnetischen Kraft zurückbleibe, welchen die Physiker als remanenten Magnetismus bezeichnen. Diesen wußte Siemens nun durch eine höchst geschickte Schaltungsweise auszunutzen. Er schrieb damals am Schlusse seiner berühmten Abhandlung: „Über die Umwandlung von Arbeitskraft in elektrischen Strom ohne Anwendung permanenter Magnete.“ „Der Technik sind jetzt die Mittel gegeben, elektrische Ströme von unbegrenzter Stärke auf billige und bequeme Weise überall da zu erzeugen, wo Arbeitskraft disponibel ist. Diese Thatsache wird auf mehreren Gebieten derselben von wesentlicher Bedeutung werden.“

Siemens gebührt das große Verdienst, durch seine Ausführungen das Gesetz von der Erhaltung der Energie praktisch erwiesen und praktisch verwendet zu haben. Wo nur immer in der Natur sich Kräfte vorfinden, gleichgültig, ob sie sich äußern im Falle des Wassers, in der Flutwelle der Gezeiten, oder im Trud des Windes, sie sind in elektrischen Strom zu verwandeln. Wir erinnern daran, daß jetzt hauptsächlich die Arbeit, welche die Niagarafälle leisten, in dieser Weise Verwendung findet.

Die Siemens'sche Maschine in ihrer einfachsten Form besteht aus einem Doppel-T-Anker, der durch irgend eine Kraft zwischen den Polen eines Elektromagneten gedreht wird, und hierdurch Strom entwickelt. Läßt man umgekehrt den Strom wiederum in die Elektromagnete einer zweiten Maschine eintreten, dann erzielt man eine Bewegung des Ankers. Aus dieser Wechselwirkung zwischen den Dynamomaschinen ergeben sich die Methoden der Kraftübertragung, deren Urheber ebenfalls Siemens ist. Auf der Berliner Gewerbeausstellung im Jahre 1878 wurde eine Anwendung derselben in ihrer interessantesten Form, eine elektrische Eisenbahn nämlich, von der Firma Siemens und Halske zum erstenmal vorgeführt.

Jetzt, nachdem 22 Jahre seit der Erfindung der Dynamomaschine verflossen sind, hat sich dieselbe längst die erste Stelle unter den modernen Kulturapparaten erobert, und das Wort, mit dem ihr Schöpfer seine obengenannte Abhandlung schloß, hat sich als ein prophetisches erwiesen.

Neben seinen der Praxis gewidmeten Arbeiten war der große Ingenieur stets bemüht, auch den physikalischen Gründen der Erscheinungen nachzuspüren, welche sich ihm im Laboratorium darbieten, und er zeigte sich in diesem Bestreben

als ein Forscher ersten Ranges. Außer den theoretischen und experimentellen Untersuchungen über den Magnetismus, über die Bewegung der Luft in Röhren und ähnlichen Arbeiten, welche immerhin mit feiner praktischer Wirksamkeit mehr oder minder in Verbindung stehen, ist besonders auf die höchst interessante Abhandlung: „Über die Erhaltung der Energie im Luftmeer der Erde“ zu verweisen, in welcher die moderne Meteorologie nach einer ganz neuen Seite Erweiterung findet. Auch in originaler Weise sind in den mit seinem Bruder William durchgeführten Untersuchungen über die Sonnen-Energie die bedeutendsten Probleme der kosmischen Physik behandelt worden. Als Meister nach allen Richtungen bietet Werner Siemens solche inhaltvollen Mitteilungen stets in der vollendetsten Form; er ist auch als Stilist ein Meister!

Wenn ein Mann wie Siemens die irdischen Schätze, welche durch die Kraft seines Geistes ihm zufließen, in uneigennützigster Art, im Interesse der Allgemeinheit verwendet, dann erobert er sich, neben der Ehrfurcht, die wir ihm zollen, auch eine Stelle in unserem Herzen — er rückt uns auch menschlich näher. Wie voll und ganz Siemens in diesem Sinne handelte, zeigt er durch die Schenkung von einer halben Million Mark an das Deutsche Reich, zur Begründung der physikalisch-technischen Reichsanstalt.

Wenn wir jetzt nach der Schilderung des, an großen Erfolgen so reichen Wirkens unseres Landsmannes, zur Betrachtung der Arbeiten Edisons übergehen, so fordert es die Gerechtigkeit, wohl zu bedenken, daß eine Altersdifferenz von dreißig Jahren zwischen ihnen liegt. Man bedenke, was dreißig Jahre im Leben solcher Männer sagen wollen!

Thomas A. Edison ist zweiundvierzig Jahre alt. Als junger Telegraphenbeamter zeigte er schon sehr früh seine seltenen Talente, und mit einer Geschwindigkeit, wie sie nur auf dem neuen Erdteil möglich ist, erhob er sich zum großen Fabrikherrn. — Es dürfte in weiteren Kreisen nur wenig bekannt sein, daß Edison zu den genialsten Telegraphen-Ingenieuren unserer Zeit gehört. Die Apparate, welche er schuf, — wir nennen hier nur seine autographischen Telegraphen — arbeiten mit den größten Geschwindigkeiten, welche überhaupt, selbst auf amerikanischem Boden, erreicht worden sind; geben dieselben doch vierhundert bis fünfhundert Worte in der Minute!

In gleicher Weise, wie sein europäischer Kollege, hat Edison die Vielsachtelegraphie um elegante und höchst praktische Methoden bereichert. Die Schalterweisen zum Doppelt- und Vielsachsprechen auf einer Linie gehören zu den vortrefflichsten, die wir besitzen.

Edisons Welttruf und seine wahrhaft großartige Thätigkeit begann mit der Gründung der Fabriken und Laboratorien zu Menlo Park bei New-York. Außer den allbekanntesten Apparaten, welche von hier aus in die Welt gesendet wurden, entwickelten sich unter seiner Leitung vielfache Neuerungen an vorhandenen Mechanismen, und die technische Praxis wurde in ähnlicher Weise, wie in den Siemens'schen Etablissements, nach allen Richtungen hin erweitert.

Man hat neuerlich in den Berichten, die über Edison handelten, denselben vielfach als einen glücklichen Finder bezeichnet. Wir möchten indes, nur der Gerechtigkeit halber, gegen diese Kritik Protest erheben.

Edison besitzt voll und ganz die geniale Fähigkeit des großen Forschers, der immer wieder zu seinen Versuchen zurückkehrt und ausdauernd an der Beobachtung einer Erscheinung festhält, bis er sein Ziel erreicht hat. Nur auf diese Weise, das bezeugt die Geschichte der Wissenschaft, sind Erfolge zu erringen. Gerade bei dem neuesten und bekanntesten seiner Werke, dem Phonographen, kann man die geschilderten Eigenschaften Edisons bewundern. Als vor etwa zwölf Jahren dieser Apparat, mit echt amerikanischer Reklame, auf den Markt gebracht wurde, bot er, mit Ausnahme der genialen Idee, die ihm zu Grunde lag, nichts als Enttäuschungen. Und zu welchem praktischen Instrument hat er sich entwickelt!

Zu seinem neuen Heim, in Menlo Park, konstruierte Edison im Laufe der siebenziger Jahre eine größere Anzahl akustischer

Apparate, durch welche er, — abgesehen von der praktischen Bedeutung derselben, — zum Interpreten der wissenschaftlichen Untersuchungen unseres Helmholtz wurde. Haben doch der Phonograph und das Telephon unter anderen die wichtigsten Aufschlüsse für die Theorie der Musik ergeben. — Zu diesen Vorrichtungen gehört auch das Mikrophon, dessen Prinzip Edison schon 1873 gefunden haben soll. Es ist dieses bekanntlich ein Instrument, mit dem die feinsten Geräusche, wie der Tritt einer Fliege, vernehmbar zu machen sind. Zwei Jahre später hatte sich die Idee schon praktisch entwickelt und zur Konstruktion eines Schalltransmitters geführt, aus dem sich endlich das Kohlentelephon ergab, welches eine andere Einrichtung besitzt, als das in Deutschland eingeführte Bell-Siemens'sche Instrument. In daselbe Jahrzehnt fällt Edisons Erfindung der Glühlampe.

Die Elektrotechniker der Erde beschäftigten sich zu jener Zeit mit dem berühmten Problem der Teilung des elektrischen Lichtes. Sie suchten nach Methoden, mittels deren es möglich sei, viele Lampen in einen Stromkreis zu schließen. Für Bogenlicht hatte bereits 1872 Hefner von Alteneck diese Aufgabe gelöst. Durch die Konstruktion der Glühlampe gab nun Edison eine zweite Methode. Es hat sich seitdem ein heftiger Kampf um die Priorität dieser Erfindung entwickelt; aber es dürfte wohl unbestritten sein, daß von Edison die Konstruktion der Glühlampe am besten durchdacht wurde. Überhaupt ist diese gründliche Behandlung, bis in die kleinsten Teile, das beste Kennzeichen der Werke des „Weissen von Menlo Park.“

Man bedenke nur, ein Mann als Erfinder oder doch selbständiger Miterfinder der drei wichtigsten Instrumente im Leben der Gegenwart, des Telephons, der Glühlampe und des Phonographen! Thatsächlich knüpft sich denn auch der Welttruf Edisons an diese Apparate.

Werner Siemens hatte es durch die Erfindung der Dynamomachine ermöglicht, jede Bewegung in Strom umzuwandeln. In den meisten Fällen, — wenn keine Naturkräfte zur Verfügung stehen, — wird die Bewegung derselben mittels Gas- oder Dampfmaschinen hervorgerufen. Edison hat nun kürzlich durch seinen pyromagnetischen Motor gezeigt, wie man die Wärme direkt in Elektrizität umwandeln könne.

Wir wollen von diesem genial durchgeführten Prinzip und der neuen Maschine eine kurze Schilderung geben, schon um zu zeigen, daß Edison mehr als nur ein glücklicher Finder ist. Er erinnerte an die Thatsache, daß die Magnetisierbarkeit des Eisens mit wachsender Temperatur sehr schnell abnimmt, und nutzte diese Erfahrung in folgender Weise aus: Er führte eine Anzahl Eisenzylinder, die mit überspannten Kupferdrähten umwickelt waren, in den Wirkungsbezirk entsprechend angeordneter Magnete; hierdurch werden die Kerne der Zylinder bekanntlich selbst magnetisch. Erwärmt man nun dieselben, so vermindert sich ihr magnetischer Zustand und durch diesen Wechsel in der magnetischen Intensität entstehen in den Drahtrollen Induktionsströme. Die teilweise Erwärmung, sowie die Bewegung des Ankers, der aus einer größeren Menge der beschriebenen Zylinder besteht, erfolgt durch heiße Luftströme. Nach der Ansicht des Erfinders dürfte die neue Maschine, wegen der direkten Überführung von Wärme in Elektrizität, den Dynamos dereinst gewaltige Konkurrenz machen.

Die Beschränkung des Raumes gebietet, daß wir an dieser Stelle von den Erfindungen und Forschungen der großen Männer nur die bedeutendsten resp. instruktivsten vorführen; es mag daher an dem Gegebenen genug sein.

Es ist ein höchst mißliches Unternehmen, zwischen diesen hervorragenden Menschen einen Vergleich versuchen zu wollen, schon allein aus dem Grunde, weil wir es hier mit durchaus in sich abgeschlossenen Persönlichkeiten zu thun haben, die nicht zu numerieren sind.

Wenn wir dennoch, bei Betrachtung ihres gesamten Wirkens unserem Landsmann die Palme zuerkennen, so hoffen wir, daß die Gründe hierfür ausreichend erscheinen, daß wir nicht der Parteilichkeit geziehen werden. — Siemens ist unfraglich der tiefere

philosophische Kopf! Auch bei den umfangreichsten experimentellen Untersuchungen interessiert den Amerikaner nur das praktische Ziel, während der deutsche Forscher den Erscheinungen bis an die Grenzen des naturwissenschaftlichen Erkennens zu folgen pflegt. Wer endlich von den beiden der bedeutendste Erfinder sei? — Diese Frage scheint uns eine müßige und wir möchten sie daher mit einem bekannten Aussprüche Goethes beantworten!



Ein neuer Philosoph für das Volk.

(William Macintire Salter.)

von

Dr. Helene Pruszkowitj.

Vor vier Jahren erschien in Leipzig ein Werk, das, wenn es auch nicht die „allgemeine Aufmerksamkeit“ auf sich zog, doch von den meisten, die es kennen lernten, wie eine neue Offenbarung betrachtet wurde. Das herrliche Buch machte seine Leser mit einer neuen Erscheinung, mit einer neuen geistigen Strömung bekannt. Sein Name war „Die Religion der Moral.“ sein Inhalt bot in trefflicher deutscher Wiedergabe eine Sammlung ethischer Reden, deren Urheber William Macintire Salter, der Sprecher der Gesellschaft für moralische Kultur in Chicago. Seither haben jene unvergleichlichen Reden und ihr edler Verfasser in Deutschland und Deutsch-Oesterreich zahlreiche begeisterte Verehrer und namentlich Verehrerinnen sich erobert, so daß es in der deutsch redenden Welt thatsächlich eine Salter-Gemeinde giebt.

W. M. Salter, der noch in der Blüte des Lebens steht, ist ein Amerikaner von englischer Herkunft. Als junger Student betrachtete er es als sein höchstes Ziel, Professor der Philosophie zu werden. 1877 unternahm er eine Reise nach Deutschland und bezog die Universität Göttingen, um antike Philosophie zu studieren. Doch er erkrankte und sein physischer Zustand zwang ihn, nach der Heimat zurückzukehren. Dadurch nahm seine ganze Laufbahn einen anderen Charakter an. Statt Philosophieprofessor wurde er ein begeisterter und begeisternder Morallehrer; statt Plato und Aristoteles zu interpretieren, lernte er aus der Tiefe des eigenen Geistes schöpfen; statt subtile Gedanken in einer nur für the happy few verständlichen Form auszudrücken, lernte er einen Stil schreiben, der an Schönheit und Anmut, an Kraft und Wärme seinesgleichen sucht.

Salters hinreißende Reden haben das eigentümliche Schicksal erfahren, daß sie gesammelt zuerst in einer Übersetzung vor das Publikum traten. Denn erst vor kurzem sind sie unter dem Titel „Ethical Religion“ in Boston in englischer Sprache erschienen. Doch enthält „Ethical Religion“ einige Reden, die in „Religion der Moral“ noch nicht vorhanden. Eine Ergänzung zu „Ethical Religion“ aber wieder bilden Salters „Moralische Reden“, die soeben (in Leipzig bei W. Friedrich) erschienen sind, übersetzt von Georg von Gizzi, Professor an der Universität Berlin, dem wir auch die Vermittelung von „Religion der Moral“ verdanken.

Obwohl der erste Begründer einer ethischen Gesellschaft in den Vereinigten Staaten nicht Salter, sondern Felix Adler in New-York, obwohl verschiedene Amerikaner seither als Vorsteher solcher Gemeinden und Morallehrer einen wohlverdienten Ruf sich erworben, so dürfte der Name Salter doch der eigentlich erwähnte Name dieser merkwürdigen, Nordamerika angehörenden Bewegung und geistigen Strömung sein. Denn sein Träger besitzt jenen Zauber des Persönlichen, jene volle Hingebung an die Sache, jene Wärme der Empfindung und jene vollständige Harmonie von Gedanken und Ausdruck, die allein große Wirkungen hervorzubringen und erhabene Ideen auch der Menge zugänglich zu machen vermag.

So wenig wie den Duft einer Blume kann man den Geist von Salters Reden durch Beschreibung und Analyse wiedergeben. Man muß diese Predigten selbst lesen, um ihre Schönheit, ihren Zauber zu begreifen und Impulse von ihnen zu empfangen. Denn darin liegt ihr hoher Wert, daß sie moralischen Enthusiasmus in uns erregen. Man erhebt sich von der Lektüre dieser Reden gebejert und in eine ideale Region erhoben. Man darf jedoch in Salter keinen geschulten Philosophen, in seinen Predigten keinen festgefügt philosophischen Gedankenbau suchen. Salter wird solchen Ansprüchen ebenso wenig genügen, als man von einem streng wissenschaftlichen, philosophischen Schriftsteller verlangen darf, daß er gleich Salter die Geister elektrisiere. Es sind eben zwei verschiedene Dinge, eine Idee theoretisch zu begründen und in ihre feinsten Verästelungen zu verfolgen, und für eine Idee durch die Kraft des Gemüthes und die Wärme der Beredsamkeit zu begeistern.

Salter hat eine hohe und edle Anschauung von der menschlichen Natur. Er hält es für möglich, daß die Liebe zum Guten ohne Stütze des Gottesglaubens, unabhängig von transzendentaler Furcht oder Hoffnung, Übergewalt in dem Menschen erlange. „Die höhere Natur,“ sagt er wörtlich, „liegt in uns allen; sie wird nicht oft angerufen, und vielleicht aus eben diesem Grunde bleibt das menschliche Leben auf einem so niedrigen Stande, wie es in der That ist. Laßt eine neue Religion entstehen, welche es wagt, den Menschen bei seiner besten Seite zu fassen, welche ihn zur Gerechtigkeit, Großmut und allem Edlen auffordert, bloß weil sie sein wahres und eigentliches Leben sind; und ich glaube, die Welt wird erstauern über die Antwort.“ Die Moral selbst soll und kann nach Salter zur Religion werden. Demgemäß ist seine Auffassung der Moral eine sehr hohe und schöne. Die Moral bringt den Menschen mit der tiefsten Natur der Dinge in Verbindung; denn woran man auch immer zweifle, so kann man doch niemals daran zweifeln, daß es Recht und Unrecht giebt. Das Gesetz der Gerechtigkeit besteht, ob die Menschen es anerkennen oder nicht; es ist ein Gesetz, das die Menschen nicht machen, sondern finden; denn es ist ein kosmisches Gesetz und nur eine Form des allgemeinen Gesetzes, demzufolge die Dinge werden müssen, was sie sind. Im Gegensatz zur landläufigen Auffassung der Moral betont Salter ihre transcendente Bedeutung und daß ein ideales Element in ihr enthalten sei. Denn die Moral ist nicht das, was die Menschen thun, sondern was sie thun sollten; nicht das, was sie wünschen, sondern was sie wünschen sollten. Sie ruft von der Wirklichkeit hinweg zum Schauen des Höheren und Besseren, sie stellt eine Verfassung der menschlichen Gesellschaft, ein Vollkommenheitsziel vor Augen, dem wir unsere Bewunderung zollen müssen. In diesen und ähnlichen Gedankengängen berührt sich Salter vielfach mit der geistvollen Sophie Germain. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß Salter in dem Gesetze der Gerechtigkeit etwas Bindendes, dem wir schlechthin beistimmen müssen, sieht, und daß es, wie er mit Recht behauptet, nachdem die Ansichten über Recht und Unrecht sehr verschieden, etwas Absolutes in der Moral giebt.

Dies sind, in kurzen Andeutungen, die Hauptgedanken von Salters schönen und erhebenden Reden.

Man darf sich darüber freuen, daß der Verfasser von „Ethical Religion“ zugleich ein glücklicher Mensch ist. Seine vornehme, lebenswürdige Persönlichkeit sichert ihm die Sympathie aller, die ihm näher treten; er lebt in den edelsten Familienverhältnissen, sein Wirkungskreis ist ein großer und stets wachsender, und im Alter von dreißig Jahren ist es ihm gelungen, ein Werk zu schaffen, das nicht vergessen werden und dereinst vielleicht noch eine größere Rolle spielen wird, als sich jetzt schon voraussehen läßt.



Erinnerungen aus meinem Leben.

Von
Friedrich Spielhagen.

(Fortsetzung.)

Die Weise, in der die Übersiedelung stattfand, ist charakteristisch für die Zeit, von der ich spreche; und so sei es mir vergönnt, ein paar Augenblicke bei der Schilderung derselben verweilen zu dürfen.

Daß die Fahrt nicht auf der Eisenbahn zurückgelegt werden konnte, dafür war in jenen Tagen gesorgt. Von Magdeburg nach Berlin, und von Berlin weiter nach Nordwest ins Pommerland hinein zogen sich, als einzig praktikable Kommunikationswege, die mit Pappeln oder krüppelhaften Obstbäumen bepflanzten Chaussees schier endlos, wenn sie, wie in unserm Falle, nicht einmal mit der Post durchmessen werden sollten. Das würde schon um deshalb unrätlich gewesen sein, weil so die beiden dem Vater gehörenden Wagen: eine „Vollchaise“ (mit Seitenledern statt der Fenster) und eine „Halbchaise“ (die sogar, wenn das Schutzleder herausgezogen war, auch noch mit einem von der Decke heruntergelassenen Fenster verwahrt werden konnte) — ich sage: weil diese beiden Vehikel unbenutzt geblieben wären, ebenso wie die zwei Wagenpferde — ein Paar tüchtige, ausdauernde Fische (nach ihren Lieferanten, zwei wackeren, dem Vater befreundeten Domänenpächtern, Koch und Eckert genannt). In der vierstägigen Voll- und der zweistägigen Halbchaise war die aus sieben Personen: den beiden Eltern und uns fünf Jungen bestehende Familie offenbar bequem unterzubringen; und so ging's dem in behaglichem Trabe, oder noch behaglicherem Schritt die staubige oder verregnete Straße dahin, voran die von den Fischen gezogene und vom Kutscher geführte Halbchaise, hinterdrein die Vollchaise, für welche die Posthaltereien Besspannung und Lenker stellten. Daß „Koch und Eckert“ sich nicht übernahmen, wurde mit gewissenhafter Sorgfalt verhütet, indem man die Tagestour nur auf vier, höchstens fünf Meilen bemas und jeden dritten Tag einen Ruhetag sein ließ.

Unter besagten Umständen hätte die Reise, die man jetzt in ungefähr acht Stunden zurücklegt, auch ohne sonstige Unterbrechung mindestens vierzehn Tage in Anspruch genommen; nur daß wir, wenigstens solange wir uns durch die Provinz Sachsen bewegten, die Betterstraße zogen, daß heißt, wenn der Umweg nicht allzugroß war, von der Heerstraße abbogen, Befreundeten und Verwandten einen Abschiedsbesuch zu machen, der — hätte es sich sonst der Mühe gelohnt? — leichtlich auf eine halbe Woche oder so ausgedehnt wurde. Offenbar hatte es niemand von uns eilig; nicht der Vater, der seinen ihm für die Übersiedelung zugemessenen Urlaub ausnützen wollte; nicht die Mutter, der es überall behaglich war: in der engen Wagenecke, oder dem weiten Gutsbesitzerhause; und am wenigsten die Kinderchar, die es am liebsten gesehen haben würde, wenn diese für sie schlechterdings märchenhafte Fahrt ewig gedauert hätte.

Indessen, auch im Jahre fünfunddreißig kam man, war es des Schicksals Schluß, an den Ort seiner Bestimmung.

Es war ein Tag im Mai und bereits Abend geworden, als die Türme der alten Hansestadt durch leichten Nebeldunst vor uns aus der in sanften Wellen sich hindehnenden Ebene auftauchten. Wir hatten Zeit, uns die Situation einzuprägen: bald hinter Greifswald war auch die Chaussee zu Ende ge-

wesen; die beiden Gefährte schlüchen auf einer durch vorhergegangene starke Regengüsse aufgeweichten Landstraße mühsam dahin. Und das ist auch wohl der Grund, weshalb ich mich der Stunde mit ihren Einzelheiten so genau erinnere, als sei seit ihr nicht über ein halbes Jahrhundert vergangen, sondern als habe sie dem gestrigen Tage angehört.

Das Verdeck ist von dem Wagen zurückgeschlagen, trotz der Trübe des Wetters, das jeden Moment einen neuen Regenguß bringen kann. Die Mutter lehnt in ihrer Ecke, mit den schönen, geistvollen Augen in gewohnter Weise ruhig um sich schauend. Der Vater steht aufrecht im Wagen und wendet das Gesicht, das sich braun aus dem gelben Mantel abhebt, in sichtlich Spannung bald hier-, bald dorthin, gelegentlich mit kurzen Worten die beiden jüngsten, die auf dem Vorderstuhle herumkrabbeln, zu einer Ruhe verweisend, an der es ihm selbst in diesem Augenblicke gebricht. Ist er doch nun in seinem „Revier“ wirklich angelangt! Links von der Landstraße, auf der wir uns hinschleppen, arbeitet man an der neuen Chaussee, die demnächst zu seinem Ressort gehören wird; rechts über wellige Wiesengründe hinweg liegt grau die breite Wasserstraße, die Kügen von dem Festlande trennt, und für deren gute Schiffbarkeit er in Zukunft verantwortlich sein wird.

Tiefe Nüchternheit ergreift mich, gedenke ich dieser Stunde. Für die Eltern, wie immer sie sich die Zukunft ausmalen mochten, bedeutete sie doch den Anfang ihres Lebensabends; für uns Kinder, speciell für mich, den Beginn jener „Jugendzeit“, aus der das Lied dem Dichter immerdar im Ohre klingt.

Und da fährt der Wagen durch das bastionbewehrte „Frankenthal“, das holperige Pflaster enger Straßen herauf und hält vor der „Ressource“, deren behäbige Wirte die ihnen im voraus angemeldeten Gäste freundlich empfangen.

Als wir zu Abend gegessen haben, ist es schier Nacht geworden; und der Wirtskinder weiße Kaninchen, die wir doch schlechterdings noch besuchen und mit dem Kraut der verpeisten Rabieschen füttern müssen, schimmern eben nur durch das Dunkel.

* * *

Ich vermute, daß ein Krähenpaar, welches sich sein Nest in dem Wipfel des Eichbaumes zusammenträgt und nicht in dem der benachbarten Buche (oder umgekehrt), dies nicht ohne reifliche Erwägung der einschlägigen Umstände, mithin nach eigener und — von den besonderen Umständen abgesehen — freier Wahl thut. Wenn es der Fall sein sollte, so sind die Krähen in dieser Beziehung denjenigen Menschen, die zum Offizier- und höheren Regierungsbeamtenstande gehören, jedenfalls über. Ihr (der genannten Personen) Wunsch und Wille spielt bezüglich des Ortes ihres Aufenthalts meistens gar keine und jedenfalls eine untergeordnete Rolle. Ja, sie haben — einkedenk des Wortes, daß der rollende Stein kein Moos ansetzt — alle Ursache, wenn sie auch innerlich noch so wenig wanderlustig gesinnt sind, die seßhafte Neigung in stillem Busen zu bergen und, wenn die Versetzungsordre kommt, die fröhlichste Miene zu dem in so mancher Hinsicht für sie oft recht traurigen Spiel zu machen.

Unter solchen Umständen ist es denn begreiflich, daß bei ihnen ein Heimatsgefühl im alten pfahl- und spießbürgerlichen Sinne nicht wohl aufkommen und fröhlich gedeihen kann; sie sich vielmehr gewöhnen müssen, als ihre Heimat eigentlich nur den Staat anzusehen, dem sie hic et ubique zu dienen haben.

In dem Kreis dieser Anschauung, die, wie jede Einseitigkeit, ihre guten und ihre schlimmen Folgen hat, bewegen sie sich aber um so viel leichter und bequemer, als sie in denselben, wenn nicht immer, so doch sehr häufig, wir dürfen sagen: meistens hineingeboren, das heißt: selbst bereits die Kinder von Offizieren oder Beamten sind und, als solche, das Nomadenleben der Eltern von früh auf geteilt haben. „Bald graf' ich am Neckar, bald graf' ich am Rhein“ — das alte Volkslied ist zwar für solche Verhältnisse nicht gesungen, paßt aber auf sie nicht übel. Wir ist eine ganze Reihe von Fällen bekannt, in welchen Beamtensohne, den Kreuz- und Querzügen des Vaters durch die Länge und Breite des Staates folgend, bevor sie zur Universität kamen, die Bekanntschaft der Bänke von vier, fünf, ja noch mehr Gymnasien in ebensoviel verschiedenen Städten machen mußten. Wie kann da von einem gemüthlichen Sicheinleben in so verschiedenartige Verhältnisse, einer innigen Anhänglichkeit auch nur an einen dieser vielen Orte, die einander ablösen wie die Coulißen eines Theaters, die Rede sein!

Ebenso wenig wie von einem freien Überblick über die Breite der Erfahrungswelt, einem raschen Sichanschmiegen an die mannigfaltigen Lebensbedingungen bei dem, den das Schicksal in einen bestimmten Kreis hineingeboren werden läßt und in diesem Kreise festhält. Es sei denn, daß dieser Kreis, wie der einer Groß-, einer Weltstadt, an und für sich schon ein Großes sei und dem inquisitive traveller, der sich in ihm bewegt, eine Welt bietet. Aber auch er wird Mühe haben, sich vor einer gewissen Einseitigkeit der Anschauung zu bewahren, und den Maßstab, an den er sich einmal gewöhnt hat, an Dinge zu legen, die anders gemessen sein wollen. Entgeht er aber glücklich dieser Gefahr, so droht ihm noch immer die andere, wie jener, den sein Wanderleben niemals zu einer gedeihlichen Ruhe kommen läßt, von der Überfülle der von allen Seiten auf ihn anstürmenden Eindrücke zermüht und ver- schlungen zu werden.

Nun ist es für jeden um der Harmonie seines Seelenlebens willen wünschenswert, daß er auf eine behagliche Jugend zurückblicken könne, — behaglich nicht im landläufigen Sinne, sondern in dem, daß ihm die Muße gewährt wurde, sich in die ihn umgebende Welt, wie sie nun eben war, mit allen Sinnen einzuleben; für den Dichter — den Künstler überhaupt; aber der Dichter mag hier als *pars pro toto* stehen, — es ist einfach notwendig. Wenn „auch uns“ — den Spätgeborenen, der Natur durch die Verkünstelung des Kulturlebens Entfremdeten, die Sonne Homers scheint, so ist es, weil sie dem Dichter geschienen hat, und auch ihm nur, wenn er — in dem obigen Sinne — wahrhaft jung gewesen ist. War er es nicht, so wird ihm der Nährboden fehlen, aus dem seine Gebilde den lebensvollen Saft und die überzeugende Kraft saugen. Denn sein Wirken ruht auf der Phantasie; in der Phantasie aber spielt die Erinnerung eine große, wenn nicht die entscheidende Rolle; und welche Erinnerung könnte sich an Deutlichkeit und Dauerhaftigkeit auch nur annähernd mit der messen, die auf mächtigen, kaum bewegten Schwingen, geiergleich, über unserer Jugendzeit heiligem Raume schwebt? Wenn wir — die Älteren und Alten, durch das Leben Gewürfelten, durch die unzählige Wiederholung gegen den Reiz der Eindrücke Abgestumpften — wissen wollen, wie Sonne und Mond scheinen, die Sterne flimmern, die Blumen duften, der Morgen

heraufdämmert und der Abend herabsinkt; wie Pferde wiehern, wenn der Kutscher die Haferkiste öffnet, und Hunde bellen, wenn sie am Abend das Heranrollen des Wagens hören, der den Hausherrn zurückbringt, — wenn wir dies und tausend und aber tausend dergleichen wissen wollen — o, glaubt doch nicht, daß wir aus unserem heutigen Empfindungsvermögen heraus die Frage beantworten könnten! Es sind Weisheiten, Geheimnisse, die sich einzig und allein dem Kindergemüt erschließen, und die wir jetzt, so gut es gehen will, dürstig nachstammeln.

Und was nicht noch stammeln wir der unbewußten Kinderweisheit nach! Börne sprach einmal das hübsche Wort: „Ich war ein großer Mann, als ich noch ein kleiner Junge war;“ und es ist viel mehr als ein hübsches Wort: es ist eine tief-sinnige Wahrheit. Welcher kundigste Lavater wäre nicht ein Stümper im Vergleich zu dem Kinde, das dem Fremden auf den ersten Blick ansieht, ob es Gutes oder Schlimmes von ihm zu gewärtigen habe! Der Feldherr mag sich für seine Fündigkeit auf dem Kampfterrain, die Klarheit seiner Dispositionen, die Schnellkraft seiner Entschlüsse bei dem zwölfjährigen Jungen bedanken, der als Anführer der Unterquartaner den Tannenwald auf der Uferhöhe gegen die stürmenden Oberquartaner zu verteidigen hatte und die Schlacht gewann; den Diplomaten rettet in einer kritischen Scene die Erinnerung der eisernen Stirn, mit welcher der Quintaner dem Herrn Ordinarius, der schon beinahe die Wahrheit herausgebracht hatte, zu guterletzt dennoch ein K für ein U machte. Wer, und erreichte er das Alter des Methusalem, vergäße jemals Miene und Stimme, Gestalt, Haltung und Gang, das Räuspern und Spucken seines Lehrers in der Sexta! Dieser und alle, mit denen wir in der taufreischen Maienzeit unsers Lebens in Zu- und Abneigung, Liebe und Haß, überquellenden oder dumpfklopfenden Herzens des Weges zogen, sie waren uns die Repräsentanten der Menschheit und werden es uns in gewissen Sinne für immer bleiben: die wenigen Themata, auf die wir die zahllosen folgenden Variationen mit Leichtigkeit zurückführen; die paar festen Punkte, um die sich der Wirrwarr der späteren Erfahrungen schiedlich krystallisiert. Und deshalb, wenn ihr den Dichter, der über seine Kunst ernsthaft nachgedacht hat, fragt: woher er seine Modelle nimmt, so wird er euch ohne langes Besinnen antworten: die besten, ergiebigsten unbedingt aus der Jugendzeit, zu denen dann das spätere Leben noch einige, nicht eben viele, hinzufügt, und auf die ich mich nicht mit derselben Sicherheit verlassen kann.

Dies nun alles wohl erwägend, muß ich sagen, daß, wenn mich das Schicksal zu einem Dichter machen wollte, es mir wenigstens die ersten, vorbereitenden Stadien der Laufbahn schiedlich geobnet und bereitet hat. Wie es mich hinsichtlich des äußeren Glücksstandes in eine Lage hineingeboren werden ließ, die von entnervendem Überfluß, wie von lähmender Dürftigkeit gleich weit entfernt war, so wollte es mir auch in meiner Jugend — ich will nicht sagen: alles — wir werden später sehen: wieviel an dem „allen“ noch fehlte — so doch gewähren, daß sich das Schiffelein meines Lebens zwischen der Scylla pfahl- und spießbürgerlicher Heimatllichkeit und der Charibdis der Heimatlosigkeit glücklich hindurchwinden konnte.

(Fortsetzung folgt.)



Die heutige Pflanzenanatomie.

Von

Dr. Theodor Jaensch.

Im Streben nach dem urfächlichen Begreifen alles Geschehens liegt das wahre Wesen der Naturforschung. Jedes ihrer Gebiete fragt nach dem Warum der Erscheinungen, und so kann schon morgen eine einzige neue Beobachtung uns veranlassen, eine ganze Reihe von Thatsachen unter einen Gesichtspunkt zu fassen und gemeinsamer Deutung zu unterziehen. Die Gefahr, nach Kants Aussprüche „einäugig“ zu werden, dürfte für die Naturwissenschaft überwunden sein.

Auch die Pflanzenkunde ist zur Pflanzenforschung geworden. Einst die vielgerühmte *scientia amabilis*, welche die Blumen in ihr Reich zog und ihre Mannigfaltigkeit bewundernd ordnete, ist sie in neuester Zeit eher das Gegenteil. Sicherlich würde sie es in den Augen derer sein, die ihr den klangvollen Namen gegeben haben. Mit Messer und Mikroskop gewinnt sie ihre Erkenntnisse; mit Säuren und Farbstoffen geht sie zu Werke; Chemie und Physik sind ihr unentbehrliche Hülfen. Das „Mikroskopieren“ ist eine Kunst geworden, die durch langandauernde gründliche Übung erlernt werden muß gleich einem Handwerk. Das Wort „Blume“ hat den Wert eines wissenschaftlichen Kunstwortes gewonnen, dessen Bedeutung sich wesentlich von der „Blüte“ unterscheidet. Fast den Vorzug aber vor der Welt der Blüten und Blumen giebt die neue Forschung der Welt der niederen Gewächse, die Gräben und Tümpel, moderne Erde und faulende Stoffe bewohnen, deren oft bleiche Gestalten kaum wie rechte Pflanzen aussehen, die sich aber im Verfolge und zum Lohne genauer Untersuchung schon mehr Geheimnisse des Lebens haben ablauschen lassen als die schönste Palme oder die herrlichste Rose.

Den vorgeschrittenen Hilfsmitteln des künstlichen Sehens enthüllt auch das Reich der Tange und Pilze den wundervollsten Wechsel der Formen, ja Farben. Und in der Deutung ihrer Mannigfaltigkeit wie der der höheren Gewächse hat sich die Botanik auf dieselben Grundlagen gestellt, auf denen die gesamte Naturwissenschaft unserer Tage seit dem von Darwin uns gegebenen Wendepunkte erwachsen ist. So ist die Erforschung der Pflanzenwelt als ebenbürtiges Glied in die Reihe der Schwestern getreten, und wir haben ein Recht zu sagen, daß die von ihr in den letzten Jahrzehnten gemachten Fortschritte nicht minder gewaltig sind als die der allgemeinen Kraft- und Stofflehre, der Tierforschung, der Völkerkunde und menschheitlichen Urgeschichte, der Erdgeschichte und Himmelskunde.

Einen wesentlichen Anteil daran hat dasjenige ihrer Gebiete, welches man Phytotomie oder Pflanzenanatomie zu nennen pflegt, also die Lehre und Kenntnis vom inneren Aufbau des Pflanzenleibes. Mannigfaltig sind die Verhältnisse, die sich ihrer Erforschung darbieten, so gut wie in der Welt der Tiere, auf welche die allgemeine Bezeichnung Anatomie meist zunächst bezogen wird. Als allgemein bekannt darf heutzutage gelten, daß der Pflanzenleib nicht bloß in stofflicher, sondern auch in gestaltlicher Hinsicht aus denselben Grundbestandteilen aufgebaut ist wie der Tierkörper, nämlich aus den die Urglieder alles Lebenden bildenden Zellen; nur daß die Zellen der Gewächse sich gewöhnlich der Mehrzahl nach sozusagen auf einer anderen Entwicklungsstufe befinden. Die Tierzellen entbehren stets der eigentümlichen Zellhaut, welche von den pflanzlichen Zellen regelmäßig gleich beim ersten Beginne ihres gesonderten Daseins als deutlichstes Zeichen des letzteren ausgeschieden wird. Aber das Wesentliche ist in beiden Fällen der körnig-schleimige Bildungstoff (Keimstoff, Protoplasma), der erst durch chemische und physikalische Sonderung die übrigen Bestandteile einer Zelle liefert. So ist auch der Name der letzteren, welcher auf einen hohlen Innenraum und eine denselben allseitig umgebende Wand deutet, nur noch als ein geschichtlich gewordenen anzuerkennen, der namentlich auf die entsprechenden Gebilde des Tierleibes erst übertragen ist und längst nicht mehr dem Begriffe entspricht, den man ursprünglich in Anlehnung an die Wachsellen der Bienenwaben damit

verbunden hat. Die Urglieder der Pflanze befinden sich eben meist weit zahlreicher als die des Tieres in einem völlig ausgewachsenen Zustande, in dem sie kein Eigenleben mehr führen und nur noch der Erhaltung des Ganzen dienen. Dazu kommt das geringere Bedürfnis nach Beweglichkeit der Körperteile bei den Pflanzen. Auf den untersten Stufen des pflanzlichen wie tierischen Lebens gleichen sich freilich auch diese Unterschiede aus, und zahlreiche Übergänge versetzen uns oftmals in Zweifel, ob wir eine Gruppe niederer Wesen noch zu den Gewächsen oder zu den Tieren rechnen sollen, weshalb denn auch Haedel vorgeschlagen hat, förmlich ein drittes Reich der Urwesen (Protisten) neben den beiden andern aus ihnen zu bilden.

Außerst mannigfaltig sind nun die Formen der einzelnen Zellen, die Verteilung der Bestandteile in ihrem Inneren, ihre wechselnden Zustände und Einrichtungen sowohl bei verschiedenen Pflanzenarten als in den verschiedenen Körperteilen desselben Gewächses. Wie beim Tierkörper unterscheiden wir zahlreiche Arten „Gewebe,“ — ein Wort, welches ebenfalls noch von den ursprünglich falschen Vorstellungen über den inneren Lebensbau her stammt, — und ihre wissenschaftlichen Bezeichnungen, wie Parenchym (Schaumgewebe), Profenchym (Fasergewebe), Collenchym (Quellgewebe), Tracheom (Leitgewebe), Leptom (Siebgewebe), Mesom (Füllgewebe) und so weiter legen Zeugnis von ihren Besonderheiten ab. Die anatomische Pflanzenforschung sucht aber nicht bloß Klarheit über den fertigen Bau der Zellen, Gewebe und sonstigen Lebensglieder zu gewinnen, sondern auch über ihre Entwicklung, Sonderung und Entstehung aus gemeinsamen Anfängen; sie sucht ferner ihre sonderartige Bedeutung für die Lebensvorgänge im Inneren und die Lebensbeziehungen nach außen zu begreifen, und vergleicht die abweichenden und übereinstimmenden Merkmale verschiedener Arten und Verwandtschaftsgruppen in Hinsicht auf Anpassung und Vererbung ebenso wie die Tierforschung. Für diesen letzteren Zweck ist aber die anatomische Betrachtung gerade so wie in der Tierkunde mehr und mehr neben der äußeren Gliederungs- und Formenlehre von Wichtigkeit geworden, und es eröffnen sich günstigere Aussichten, auch den Stammbaum des Pflanzenreiches mit Hilfe der Ergebnisse vergleichender Innenerforschung fester als bisher zu begründen. Wie die Systematik überhaupt zur Lehre vom Stammbaum geworden ist, so schiebt sich die Anatomie an, ihr die sichersten Bausteine zu liefern.

Während man noch bis vor kurzem darauf angewiesen war, die Gewebe der Pflanzen mangels anderer sicherer Anhaltspunkte vorzugsweise nach der gestaltlichen Eigenheit der sie bildenden Zellen zusammenzufassen, sind wir inzwischen durch die Fortschritte der Physiologie soweit gelangt, auch hier von der eigentlichen Lebensbedeutung der Teile als oberstem Gesichtspunkte auszugehen, wie dies in der tierischen Anatomie schon seit lange geschah. Wir betrachten als einheitliche Gruppen die im Formenbau selbst wieder vielfach gesonderten Gewebeschichten der Nahrungsaufnahme, der Wasser- bzw. Nährstromleitung, der Stoffumarbeitung (Assimilation), der Aufspeicherung und Durchlüftung (Atemung), die Ab- und Ausscheidung besonderer Stoffwechselerzeugnisse, so gut wie wir in der Anatomie der Tiere von einer Atmungs-, Verdauungs-, Bewegungs-, Empfindungsgewebschicht u. s. w. sprechen. Wir fassen die festeren und härteren Teile des Pflanzenkörpers ebensowohl wie bei den Tieren als Stütz- und Schutzgebilde zusammen und sprechen von einem Traggerüst, einem „mechanischen System“ oder Skelett der Gewächse so gut wie von dem der Wirbeltiere oder Gliederfüßler; wir kennen aus Schwendeners geistvollen und ausgedehnten Untersuchungen die mathematischen Grundlagen seiner verschiedenartigen Ausbildung und wissen die baugewerklischen Begriffe einer Zugurtung, Druckurtung und Füllung, eines T- und I-Trägers, die mechanischen der Biegungs-, Zug- und Druckfestigkeit auf den Bau des Pflanzenleibes anzuwenden und finden, daß die jeweiligen Einrichtungen auch in dieser Hinsicht den eigentümlichen Lebensbedingungen ihrer Träger meist aufs beste angepaßt sind. Wir wissen, daß die aufragenden Teile des

Baumes so gut wie des niederen Krautes — die Blätter sogar einseitig — biegungsfest, die Wurzeln zug- und andere Teile mehr druckwiderstandsfähig gebaut sind, daß die Stiele hangender Früchte mit den festesten Fasern ausgestattet sind, wo es gilt, eine ungewöhnliche Last zu tragen, wie bei den Kürbissen, daß die verschiedenen Festigkeitsvorrichtungen einer geschlossenen oder unterbrochenen, einer einfachen oder gerippten Hohlwalze je nach Bedarf auftreten und bei den Farnbäumen sogar der mechanische Grundgedanke des Wellblechs Anwendung findet.* Wir haben ein Verständnis dafür gewonnen, weshalb in einem Falle ein Stengel abgerundet, im andern gerieft oder kantig, in dem einen gefüllt und im andern hohl sein mag, und wenn auch vielfach heute die Neigung, überall Ergebnisse der Anpassung zu entdecken, bereits übertrieben werden mag, so läßt sich doch gewiß kein schlagenderes Beispiel für die wesentliche Richtigkeit unserer Auffassung erinnen, als das Verhalten der Wasserfeder (*Hottonia palustris*), einer in unseren Sumpfräben und ähnlichen Gewässern freischwimmenden Pflanze, deren untergetauchter, die zerschlitzen Blätter tragender Stengelteil anatomisch nach den notwendigen Anforderungen an die Zugfestigkeit gebaut ist, während der kerzengerade in die Luft ragende Blütenstiel denen der Biegungsfestigkeit Rechnung trägt. Freilich stehen daneben auch andere Fälle, die wir nach unseren bisherigen Kenntnissen keiner Anpassung zuschreiben können. Wenn nun Pflanzen in so neben-sächlichen Merkmalen, wie die Anzahl der Schließzellen um die Atemspalten herum, oder die Drei-, bezw. Vier- oder Fünfzähligkeit der Blütenteile durch ganze Verwandtschaftsgruppen hindurch hartnäckig genau übereinstimmen, so haben wir wohl ein Recht, dergleichen auf die Wirkungen der Vereerbung infolge gemeinsamer Abstammung zurückzuführen, gerade so wie wir es bei den zwei Paar Gliedmaßen aller Wirbeltiere im Gegensatz zu den zahlreicheren der Gliederfüßler thun müssen, bei denen keinerlei Anpassungsvorteil für die eine oder die andere Art der Ausrüstung ersichtlich ist. Gerade die Pflanzenanatomie hat viel dazu beigetragen, uns auch im Reich der Gewächse klarer in Bezug auf die verschiedenen Wirkungen der Formvererbung und Lebensanpassung sehen zu lassen, und zahlreiche neuere Arbeiten haben sich mit der vergleichenden Untersuchung größerer natürlicher Verwandtschaftsgruppen, wie der Droseraceen, Leguminosen, Rhododendroiden u. s. w. beschäftigt, um festzustellen, inwiefern der anatomische Bau in seinen Einzelheiten die Wirkung der einen oder anderen Züchtungsursache ist. Dazu muß die anatomische Untersuchung natürlich Hand in Hand mit der inneren und äußeren Lebensforschung, der Physiologie und Biologie, gehen und die einschlägigen Ergebnisse derselben genau berücksichtigen; im Verfolg dieser stets vergleichenden Betrachtung aber gewinnen alle von ihr gefundenen Einzelthaten Leben und festere Gestalt und enthüllen uns Geheimnisse, die wir vor kurzem noch kaum ahnten. Sie legen uns aber auch wieder neue Fragen vor. Wir können den Nutzen großer oder kleiner, dickfleischiger oder zarter, immergrüner oder abfallender, gestielter oder sitzender Blätter in den einzelnen Fällen ihres Vorkommens begreifen; warum das Laub aber in einem Falle ganzrandig, im anderen gezähnt oder gekerbt ist bei Pflanzen, die unter ähnlichen Daseinsbedingungen zu leben scheinen, ist uns ein Räthsel. Wir ersehen den Vorteil fahler und dichthaariger, krautiger und holziger, stielrunder und kantiger Stengel; warum aber gerade unter den lippenblütigen Gewächsen sich so viele ausgeprägt vierkantige befinden, warum gerade die Einblattkeimer gleichlaufende, die Zweiblattkeimer verzweigte, die Farn gabelwüchsige Blattadern haben, warum die einen mit zerstreuten, die andern mit kreisförmig geordneten, die dritten wieder mit eigenartigen Gefäßbündeln ausgestattet sind, warum sich ein nachträgliches Dickendwachstum allgemein bei den zweikeim-

* In den afrikanischen Flüssen wuchert ein Süßgewächs, aus dessen Stämmen die Neger Flöße und Stähne bauen, die sie auf der Schulter zu tragen im Stande sind; und doch leistet das lockere Gewebe der Pflanze, des bekannten Ambatsch, sich zwei und drei Meter hoch schlang aus dem Wasser erhebend, mit Velastigkeit dem Winde Widerstand, weil die geringe Menge der festen Faserbündel in ihm aufs feinste im Umkreise verteilt ist.

blättrigen und nachsamigen Holzgewächsen zeigt und bei anderen Abteilungen mit Ausnahme weniger kleiner Gruppen ausgeschlossen ist, das vermögen wir nicht unmittelbar einzusehen. Wir führen es auf Vererbung zurück, haben aber keinen Anhaltspunkt für die Ursachen des einstigen Auftretens bei den gemeinsamen Ahnen der Urzeit. Hier ist noch viel im einzelnen zu thun, und manches Licht kann durch gewissenhafte Forschung in bisheriges Dunkel fallen.

Es giebt keinen Unterschied mehr zwischen „beschreibenden“ und „erklärenden“ Naturwissenschaften. Jede einzelne hat ihre beobachtende und beschreibende Grundlage und ihren erklärenden Teil, der nach der Weisheit letztem Schlusse strebt. Entweder glauben, oder forschen, oder tierisch dahinleben,* zu diesem Ende führt uns auch die anatomische Pflanzenbetrachtung.

Aus Wien.

von
Karl v. Thaler.

Seit einigen Jahren hört man fortwährend die Klage, daß Wien im Niedergange begriffen sei. Die Fremden, welche hierher kommen, merken wenig davon. Es ist wahr, daß in Wien während des Hochsommers alle Theater geschlossen sind, — für eine Großstadt allerdings eine seltsame Erscheinung, die deutlich zeigt, daß es mit der Zeit vorbei ist, wo an der Donau das Volk der Phäaken wohnte und täglich am Herde der Spieß sich drehte. Es ist ferner wahr, daß die Regierung der Hauptstadt keine Beachtung schenkt, daß Pest und jetzt auch Prag auf Kosten Wiens emporblühen. Aber der ewige Jammer über den Verfall Wiens ist doch übertrieben. Wenn man die Jeremiaden unserer Zeitungen liest, so möchte man fast glauben, es wachse auf unseren Plätzen Gras wie in Modena. Mit Berlin und seiner staunenswerten Entwicklung darf man Wien freilich nicht vergleichen. Zu einem ähnlichen Fortschritt fehlen hier alle Vorbedingungen: die Fürsorge der Regierung, die Stammeseinheit der Bevölkerung, die Umsicht und Strammheit der Stadtverwaltung. Das Ministerium Taaffe kümmert sich nicht um Wien; die verschiedenen slavischen Wünsche scheinen ihm wichtiger als das Wohl der Reichshauptstadt, und neuestens nimmt die Frage der böhmischen Krönung seine Aufmerksamkeit so vollständig in Anspruch, daß es keine Zeit findet, sich mit Wien zu beschäftigen. Die Bevölkerung selbst ist von einer nationalen Bunttheit wie ein Harleinsgewand. Man sagt immer, Wien sei eine deutsche Stadt. Wenn man das hört, muß man an die Verse im „Trompeter von Säckingen“ denken: „Es wär' zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein!“ Wien war eine deutsche Stadt. Heute giebt es hier nicht nur tschechische Winkeltheater und Vereine, sondern sogar schon tschechische Schulen und tschechische Aufschriften auf Ladenschildern. Noch vor fünf und zwanzig Jahren warf der Tscheche, der in Wien einwanderte, mit den zerrissenen Kleidern, die er aus der Heimat mitbrachte, auch seine Nationalität fort. Sobald er einen anständigen Rock erschwingen konnte, wollte er nur mehr deutsch sprechen. Fragt nicht wie, aber er sprach's. Heute schwellt ihm das nationale Bewußtsein die Brust, er verfehrt womöglich nur mit Stammesgenossen und fühlt sich als Enkel der Hussiten. Neben ihm macht sich der Pole breit. Waschlappski ist in Oesterreich ein großer Herr geworden und wird in liebevoller Berücksichtigung seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse auf Staatskosten unterhalten, ohne daß man es ihm verübelt, wenn er seine Hauptthätigkeit der Stärkung des polnischen Nationalgedankens widmet. In allen Ämtern wimmelt es jetzt von Polen, edlen Polen natürlich, die sich im Grunde ihres Herzens um Oesterreich den Teufel scheren, es aber ganz angenehm und bequem finden, österreichische Beamte zu sein. Neben Tschechen und Polen erfreuen uns die Antisemiten. Zu ihnen hält die ganze Jugend, besonders die Stu-

* Aut credere, aut philosophari, aut degere vitam pecudum ritu, ventri obedientium (Schopenhauer).

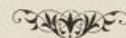
dentenschaft, soweit sie nicht selbst aus Juden besteht. Es giebt unter den Antisemiten manche ehrliche Fanatiker, die ihre deutsch-nationale Gesinnung dadurch beweisen zu müssen glauben, daß sie: Hepp, hepp! rufen. Sie sind manches Mal selbst verwundert über die Elemente, welche sich ihnen anschließen. Viele eifrige Judenhasser können von sich sagen: „Wenn ich auch sonst gar nichts bin, ein Antisemit bin ich doch!“ Eine Anzahl dieser „Vereinigten Christen,“ wie sie sich mit Vorliebe nennen, ist dank der herrschenden Strömung der Geister in den Gemeinderat gelangt und droht ihm um den letzten Rest von Ansehen zu bringen. War er schon früher schläfrig und träge in Stadtangelegenheiten und stets geneigt, unnütze politische Debatten zu führen, so ist er heute der Schauplatz des widerlichsten Gezänkes, des unfruchtbarsten Habers und der gegenseitigen Verächtlichung geworden. Die Frage der Regulierung des Wienflusses, welcher im eigentlichen Sinne des Wortes zum Himmel stinkt, wird seit Jahrzehnten verschleppt; dem Wassermangel, der jeden Herbst in Wien herrscht und zum Einsumpfen des unreinen Schwarza-Wassers in die Hochquellenleitung nötigt, weiß der Gemeinderat nicht abzuhelfen; der Ausbreitung der Dampfstramways innerhalb des Stadtgebietes, die von den Staats- und Landesbehörden längst genehmigt ist, setzt er den hartnäckigsten Widerstand entgegen; jeden fremden Kapitalisten, der hier ein Unternehmen gründen möchte, schreckt er ab. Vor Jahren wollte der Engländer Fogerty eine Stadtbahn bauen, er hatte die Konzession in der Tasche und alle Vorbereitungen getroffen, Wien würde ein rasches und billiges Verkehrsmittel gewonnen haben; — der Gemeinderat aber fand die Stadtbahn unnötig und wies den Engländer ab. Schilda war übertroffen.

Alle diese Schattenseiten Wiens sind nicht zu leugnen. Wir empfinden sie täglich und stündlich. Aber trotzdem ist Wien nicht so herabgekommen, daß es weder Reichtum noch Frohsinn mehr kennen sollte. Das alte Bedürfnis nach Unterhaltung, das dem Wiener wie jedem Großstädter im Blute steckt, ist geblieben. Es geht nicht mehr so toll und voll zu, wie vor fünfzig Jahren, da die Fabrikanten vom „Brillantengrund“ das Geld mit heiterem Leichtsinne austreuten und auf den Bürgerbällen, die draußen in Hiezing in Dommayers „Kasino“ stattfanden, Tausende von Champagnerflaschen geleert wurden; — aber daß das Wiener Bürgertum noch nicht verarmt ist, dafür erhebt sich als Zeugnis und Denkmal das Deutsche Volkstheater. Der Fall, daß eine Anzahl von Privatleuten die Mittel zusammenbringt, um ein Theater zu erbauen, dürfte nicht oft vorgekommen sein. Er ist um so merkwürdiger, als die Aktionäre ganz und gar nicht in den Kreisen der Bank- und Börsegrößen gesucht wurden. Der Gedanke, das Volkstheater zu gründen, ging von einem bescheidenen Professor der englischen Sprache aus. Ihm schlossen sich ein paar wohlhabende Bürger an, die unter ihren Bekannten und Geschäftsfreunden die Werbetrommel rührten. Die Idee fand Anklang, überraschend schnell floß das Geld herbei. Man brauchte allerdings nicht viel, denn das neue Theater, obwohl außen und innen sehr hübsch, ist unendlich billig hergestellt. Es kostet samt der inneren Einrichtung, fix und fertig bis auf die elektrische Beleuchtung, nicht einmal eine halbe Million, — im Vergleich mit den Summen, welche andere Theater erfordern, ein wahres Spottgeld. Der Gewinn der Architekten, wie der sämtlichen an dem Bau beteiligten Geschäftsleute ist natürlich nicht der sonst landesübliche, sondern ein höchst bescheidener. Die bisherigen Vorstellungen waren überfüllt; der Reiz der Neuheit und das grenliche Herbstwetter wirken zusammen, um das Publikum in das Volkstheater zu locken. Auch die billigen Eintrittspreise tragen zu dem massenhaften Besuch bei, und Direktor von Bukowies hat vorläufig bloß den einen Gedanken: „Ach, wenn es nur immer so bliebe!“ Es war ein kleines Wagnis, ihn an die Spitze des Unternehmens zu stellen; denn er hat noch nie ein Theater geleitet, und seine praktischen Erfahrungen im Bühnenwesen verdankt er nur dem Umstande, daß er der Sekretär seines Bruders Karl war, als dieser die Direktion des Theaters in der Josephstadt führte. Emerich

von Bukowies, der aus einer altadligen ungarischen Familie stammt, ist bisher fast immer Journalist gewesen, hat als Korrespondent des „Pester Lloyd“ lange in Paris gelebt und manches französische Stück für die deutsche Bühne übersezt. Er ist ein noch ziemlich junger, ähnerst stattlicher Mann mit guten Umgangsformen, der Eifer und Liebe für seine neue Aufgabe mitbringt. Die hiesige Journalistik kommt dem alten Kollegen sehr freundlich entgegen und wünscht ihm den besten Erfolg. Es wäre verdrießlich, wenn dieser ausbleiben sollte, denn dann würde jeder Schauspieler spottend sagen: „Das mußte fehlschlagen, — warum machte man einen Journalisten zum Direktor?“ Jedenfalls ist der Sprung vom Zeitungskorrespondenten zum Theaterdirektor nicht so groß, wie der vom Dragonerrittmeister zum Statthalter, den kürzlich Graf Franz Thun ausführte. Der edle Herr mag ein vortrefflicher Schwadronskommandant gewesen sein, aber ob er deshalb der geeignete Mann ist, die Verwaltung Böhmens zu leiten, das leuchtet nicht sofort ein. Die Deutschen in Böhmen sind jedenfalls nicht gewillt, sich kavalieristisch behandeln zu lassen, und die Jungtschechen sind nicht wie Remonten abzurichten. Bei der Ernennung des Grafen Franz Thun verließ sich Graf Taaffe wohl auf den alten Spruch: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.“

Bei Bürgerlichen denkt man in der Regel nicht so. Aber ein alter Adelsbrief gilt heute in Osterreich nicht nur als Empfehlung, sondern als Anspruch auf hohe Stellen. Dieser Grundtat hat sich in den letzten zehn Jahren allmählich, fast unmerklich, wieder eingebürgert, und wenn man das österreichische Staatshandbuch aufschlägt, so staunt man über die Menge hochadliger Beamten. Sie erfreuen sich einer ungemein raschen Beförderung und springen über die Köpfe ihrer bürgerlichen Vordermänner wie die Seiltänzer weg. Einer aus ihrer Mitte hat dies bei öffentlichem Anlaß mit der Erklärung gerechtfertigt, es sei gar nicht zu leugnen, daß die bürgerlichen Beamten mehr Kenntnisse und Geschicklichkeit besäßen, aber die aristokratischen hätten mehr Takt, und der Takt sei für höhere Beamte das Wichtigste. Da nach dieser Ansicht auf den obersten Sprossen der hierarchischen Leiter der Takt die einzige erforderliche Eigenschaft sein dürfte, so liegt in der Beförderung vom Mittelmeister zum Statthalter nichts Außerordentliches. Bedenklich scheint es nur, daß Graf Franz Thun bei den offiziellen Ansprüchen, die er in seiner neuen Würde hielt, just jene Tugend vermissen ließ, welche sein Standesgenosse als besonderen Vorzug des Hochadels rühmte.

Das Bestreben, die alten Vorrechte des Adels wieder aufleben zu lassen, tritt allerdings nicht bloß bei uns in Osterreich hervor. Es ist ein allgemeiner Zug der Zeit — genau ebenso wie das Erstarken des Katholicismus. Vielleicht hängt eine Bewegung mit der anderen zusammen. Einst hat die Romantik die Litteratur beherrscht, heute ist sie in die Politik und die Gesellschaft eingedrungen. Man rühmt die zweckbewusste, praktische Methode der heutigen Staatskunst, man erschrickt manchmal vor der graujamen Nüchternheit unserer sozialen Verhältnisse. Die ganze moderne Welt ist kühl und trocken; den Idealismus hat man verbannt; an seiner Stelle schleicht sich jedoch eine ungesunde Romantik gerade dort ein, wo sie verderblich wirkt. Die blaue Blume, welche vor sechzig Jahren die Dichter suchten, ist verblüht; aber die Regierenden wenden ihren Blick nach vergangenen Jahrhunderten, und ein längst totgeglaufter Kastengeist, ein für überwunden gehaltener frömmelnder Eifer gehen als mittelalterliche Gespenster umher. Draußen im Reich, wie wir zu sagen pflegen, kann man sie leichter verschmerzen. Das deutsche Volk hat Einheit, Macht und Größe gewonnen, und wenn heute einer in der Fremde sagt: Ich bin ein Deutscher! — so klingt das fast ebenso wie vor zwei Jahrtausenden das stolze Wort: «Civis Romanus sum.» Aber wir Deutschösterreicher — was tröstet uns über die Schwindsucht der bürgerlichen Freiheit, über die unheimlichen Geister, die in unserem Staatsleben spuken?



Jung-Ofay's Weisen.

Von

Ola Hansson.*

I.

Ich war zwanzig Jahre und ging hinaus in die Welt, das Glück zu suchen. Ich ging lange und suchte in der Nähe und in der Ferne, aber ich fand es nicht. Die Welt lag vor mir wie eine tote Masse, das Leben hatte keine Farbe, und die Menschen gingen mich nichts an. Nichts gab es, womit ich zusammenwachsen konnte, und ich war mir selbst nicht genug.

Da fragte ich die Bücher. „Liebe ein Weib,“ sagten sie, „denn die Liebe allein kann Dir den geheimen Sinn der Dinge und die Schönheit des Daseins erschließen. Liebe ein Weib, und Du wirst Musik in der Luft hören und Sonnenschein in Deiner Seele fühlen und das Glück wird Dir von selbst in den Mund fliegen, wie die gebratenen Tauben des Schlaraffenlandes!“

Ich ging aus, das Weib zu suchen, und ich fand sie eines Tages an der Waldquelle. Jeden Morgen und jeden Abend fünf Jahre lang trug ich ihre Wassereimer; und sie wurde mein. Aber als ich sie zwei Tage und zwei Nächte besaßen, sah ich einen Wurm in ihrem Auge und eine Raupe in ihrem Mundwinkel; und ich verließ sie.

Wieder fragte ich die Bücher. „Der Mensch findet das Glück nicht,“ sagten sie, „er schaffe sich denn Haus und Herd, Weib und Kind.“ Da legte ich mir die Fessel um den Fuß und spannte mich ins Gesellschaftsgehirn; aber als ich mir das Eisen in die Seele schneiden fühlte und verlangt wurde, ich solle die Saat, die ich brauchte zur Zukunftsernte, zermahlen zu Mehl für den Haushalt des Gemeinwehens, da sprang ich auf, brach mein Haus ab und ging hinaus auf die Straße.

Und die einen wiesen mit Fingern auf mich, die andern führten Scheltreden, Kinder warfen mich mit Steinen und die Erwachsenen mit faulen Obst, und in den Fenstern lagen Kopf an Kopf hohnlachende Gesichter.

Da verließ ich die Stadt und ging in die weite Welt und kam auf einen hohen Berg. Hinter mir in der Tiefe lagen die Wohnsitze der Menschen in einer endlosen Vogelperspektive, und sie sahen aus wie ein ungeheurer Ameisenhaufen. Aber vor mir senkte sich die Bergwand lotrecht in einen Abgrund, und bis auf den Boden konnte ich ihm nicht sehen.

Und es kam ein Säusen in die Luft, wie vieler Menschen Rede; und diese tausend Stimmen waren doch bloß eine, und es war eine Menschenstimme. Sie kam von einem Niesen, der auf dem Sturme ritt:

„Was man das Glück nennt in der Welt, die Du verlassen hast, das ist nichts als kleiner Menschen kleine Phantasieen, Puppen für Kinder; vor dem großen Glück schaudert man zurück, wie Du zurückgeschaudert bist vor dem Abgrunde, und es ist schreckensmajestätisch, wie alles Große. Wagst Du den Sprung nicht, so wende um; dann paßt Du für das kleine Glück der Welt; willst Du das große erreichen, so wirf Dich kopfüber in die Tiefe. Aber bedenke: Dein Schicksal ist Dir verborgen; keiner weiß, was der dunkle Schlund verbirgt, außer denen, die es mit eigenen Augen gesehen haben, und es giebt keine Rücksicht für die, welche drunten sind. Wer wagt, ge-

* Ola Hansson, geb. in Stane den 12. Nov. 1860, ist nächst August Strindberg der originalste Vertreter des „jungen Schweden.“ Nachdem er mit 21 Jahren die Universität Lund als Kandidat phil. absolviert, gab er 1884 seinen ersten Band „Gedichte“ heraus, 1885 „Nocturno,“ eine Sammlung lyrischer Gedichte und Gedichte in Prosa, und im selben Jahr „Litterarische Silhouetten,“ Porträts moderner skandinavischer Dichter. 1887 erschienen „Sensitiva amorosa,“ eine Reihe psychologisch-novellistischer Studien der feinsten Differenzierungen erotischer Gefühlszustände, und eine Anzahl litterarischer Essays über „das junge Frankreich.“ Überseht sind die kleinen Dichtungen von Laura Mohr, der bekannten Schriftstellerin, seit wenig Tagen der Gattin Ola Hanssons.

wimmt — mit geschlossenen Augen — zusammengebissenen Zähnen“

— Ich wandere in der neuen Welt, die nur die sehen, welche die Stätten der Menschen verlassen, aus denen kein Weg rückwärts führt. Und meine Gedanken umkreisen meinen Kopf wie Vögel, und der zarteste Wechsel in meiner Seele ist dem Kleid eines Schmetterlings gleich, und meine Träume wachsen wie grüne Blätter und vielfarbige Blumen am Rande eines Sees, in dem sie sich spiegeln. Und der See ist meine eigene Seele, und es ist meine luftigste Ahnung, die den blauen Himmel über meinem Haupte ausgespannt hat.

II.

Eines Morgens, als der große Geist seine Siesta hielt in der Wärme aller Sonnen, trat einer seiner Diener vor ihn.

„There is something rotten in dem Lande, das in der nördlichen Hemisphäre auf dem Planeten Erde liegt und an den Nordpol grenzt und Schweden heißt.“

Der große Herr wandte sein Sonnenauge auf den kleinen Fleck im Weltraum, den der Diener Erde nannte, und es blieb haften auf dem Punkte am Nordpol, der Schweden hieß. Wie es dalag mit seinen sonnenglänzenden Schneebbergen, seinen Fichtenwäldern und seinen Seen, nahm es sich für den großen Herren aus wie ein Kinderkörper mit goldfunkelndem Haar und blauen Perlen über dem schwarzen Kleid, ein Kinderkörper, der auf einem meerblauen Kissen ruht, ein blonder Märchenprinz. Aber seine Augen waren geschlossen, der Atem schwach und der Körper schien leblos.

Da rief der große Geist seinen Medikus und sandte ihn zum Kranken.

Am Morgen darauf, als der große Geist wieder seine Siesta in der Wärme aller Sonnen genoss, stand der Medikus vor ihm und berichtete:

„Das Herz sieht fast still und das Gehirn arbeitet nicht. Das Blut fließt schwarz und dick wie Teer, und im Gehirn wimmelt es von dem Ungeziefere, das wir Ärzte bacillum ignaviae nennen. Wenn der Patient zuweilen aus seiner Dummheit aufwacht, ist es bloß, um die Teile seines Körpers mit Skorpionen blutig zu peitschen, die noch gesund sind. Er begiebt selbst das stinkende Gewächs, das aus seinem Herzen wächst, und spottet aller Heilmittel. Denn das ist die absonderliche Art dieser Krankheit, daß das, was tot ist, dem Kranken Leben scheint, und was Leben ist, hält er für Pest und Teufelswerk.“

Da verdüsterte sich das Auge des großen Herrn und es fiel Dämmerung über die Welten.

„Unheilbar?“ fragte er.

„Unheilbar!“

„Laß das Geziefer sterben. Es ist doch für alle Fälle am nächsten daran zu erfrieren, wenn der große Winter kommt.“

III.

Als mir der Wein anfing sauer zu schmecken und Eva ihren einen Vorderzahn verloren, ergriff mich das Verlangen, das Rätsel des Lebens zu erforschen.

Fünf Jahre lang untersuchte ich die Beine einer Fliege, denn ich hatte gehört, daß man das Große im Kleinen suchen solle, und daß die ganze Mannigfaltigkeit der Schöpfung in einem Grassalm verborgen sei. Aber als ich nach fünf Jahren Siesta hielt und meine Augen aufschlug, fand ich, daß ich in einem Loch tief unten in der Erde gesehen und die ganze Welt aus dem Gesicht verloren hatte, und ich konnte kaum mit Mühe ganz hoch oben ein Stückchen Himmel erblicken, wenn ich den Kopf zurücklegte. Da ließ ich das Fliegenbein liegen und ging hervor aus meiner Höhle. Aber das Tageslicht blendete mich und ich saß im Sonnenschein und der farbenreichen Natur blind wie eine Gule.

Im sechsten Jahr begegnete ich einem alten Weisen, der mir sagte, was ich für die Früchte vom Baume der Erkenntnis gehalten hatte, seien bloß Holzäpfel. Der alte Weise lehrte mich

auch, daß man, um sein Haus zu bauen, nichts bedürfe, als die mathematischen Punkte und Linien des Gedankens. Und ich zimmerte nun lustig und es ging wie ein Tanz, aber lautlos. Eines Tages aber erhob sich ein schwaches Lüftchen und die ganze Herrlichkeit flog mir davon, und ich sah sie in der Luft wirbeln wie ein Spinnwebnetz.

Da zwipfte ich den alten Mann an seinen weißen Bart und riet ihm, sich einen Sarg zu bestellen, wenn er sich keinen aus seinen mathematischen Punkten und Linien zu machen verstünde.

Und ich schloß meine Augen und lag in großen Schmerzen. Und die Nacht kam und ich fühlte den Schmerz plötzlich springen, wie die Schale um einen Kern, und etwas in mir wachsen und seine Wurzeln in mein Herz senken und seinen Saft durch meine Adern treiben, und Blätter sprangen aus und Knospen und sie hatten Farbe und Form, aber nicht von dieser Welt, und als der Tag kam, sah ich im Dämmerlicht meiner Seele eine Knospe, die große, halbausgesprungene Knospe einer fremden Blume.

— Und es giebt nur eine Blume von dieser Art, und es ist mein Blut, an dem ihre Wurzeln trinken, und ihr Stamm wächst in mir, unsichtbar für alle, außer mir selbst. Aber ich weiß, wenn die Knospe sich öffnet, dann finde ich in ihrem Innern das große Unbekannte.

IV.

Eines Abends, im Spätherbst, steuerte ich hinaus zwischen die Schären in meinem neuen Boot. Meine Segel waren schneeweiß, aber die Abendröthe färbte sie mit ihrem kränklichen Ton, so daß sie ausfahen, als wären sie in Wein getaucht. Und ich fuhr einsam ins Meer hinaus, während alle andern in ihre Herrenbetten gingen.

Da sah ich eine schwarze Hand sich über die Schären strecken. Sie setzte ein häßliches, schwarzes Zeichen auf mein weißes Segel und zog sich zurück. Und durch die schöne Stille des Herbstabends drang eine Stimme, scharf wie eine Messerflinge und rauh, wie der Raß eines Truntenbolds. „Er hat einen Flecken auf seinem Segel, er hat einen Flecken auf seinem Segel! Kommt her und seht, liebe Leute! Er schämt sich nicht, seine schmutzige Wäsche vor uns anzuhängen.“

Als ich mich umwandte, stand der Strand gedrängt voll Volk. Sie zeigten mit Fingern, spotteten und drohten. Und über meinem Kopfe saß der schwarze Fleck auf meinem Segel, wie eine dunkle Wolke im rosendämmernden Tag. Da wurde mir bange im Gewissen, denn obgleich ich sah, daß meine Hände rein waren, saß doch der schwarze Fleck auf meinem Segel, und es legte sich ein Schatten über meine Seele, als wäre er eine wirkliche Mißthat, und die unbekannte Stimme schien mir so selbstsüchsig, und ich war so einsam auf dem Wasser und der Menschen am Strande waren so viele. Und der Wind legte sich, und die Segel hingen schlaff, als wären sie welke Blätter, über die ein giftiger Hauch gegangen, und wie sie fiel mein Mut und ich fing an, mein Boot in den Grund zu bohren.

Da geschah das Wunder, das mich rettete. Hoch über den Menschen am Strande erschien eine Hand, riesengroß wie jene, die das Zeichen auf mein Segel gesetzt, aber weiß, weiß, und die Hand hielt eine Leuchte, und ihr Schein fiel wie ein plötzlicher weißer Tag über die schwarze, unüberschauliche Menge. Und da sah ich Menschenkörper mit Wespenstacheln und Menschenkörper mit Fuchschwänzen und Menschenkörper mit Hundeköpfen, Bluthundeköpfen mit roten Rachen und hängenden Zungen —

Und eine Brise erhob sich, und fröhlich steuerte ich seewärts mit dem schwarzen Zeichen in meinem weißen Segel, und die Sonne ging auf über dem Meere.

(Fortsetzung folgt.)

Nach berühmten Mustern.

Emile Zola.

Das geschundene Fell.

(Parodie.)

Apollon Pollon, von seinen Sausbrüdern einfach Apollon genannt, und Maurice Arphas, mit dem Epitheton Marphas, standen einander in der Kneipe „Zum borstigen Vieh“ kampfbereit gegenüber. Jeder von ihnen hatte schon mehr als einen Liter Brantwein hinuntergegossen. Die Wette, wer von beiden beim Schnutzen schöner singen könnte, sollte jetzt ausgetragen werden.

Die Gistbude „Zum borstigen Vieh“ war in der ganzen Gegend berühmt. In der Wirtsstube war vor Jahren für dreißig Personen reichlich Platz gewesen. Allmählich hatten sich aber die Wände mit einer Schmutzkruste überzogen, die so dick wurde und den Raum dermaßen verengte, daß heute in demselben Raum nur noch zwanzig Personen Platz hatten.

Früher hatte der Wirt „Zum borstigen Vieh“ einige Kinder im Stalle stehen, weil er für seinen kleinen Weinberg deren Dünger brauchte. Seitdem aber seine Schnapsbude bestand, hatte er Kühe und Ochsen verkauft und brauchte im Frühjahr nur auszufegen, um seinen Neben frische Naturkraft zuführen zu können. Zur Kirmeß, um Johanni herum, hatte er soviel Zuspruch, daß er überdies einige Fuhren Dünger verkaufen und ein hübsches Sämmchen dafür einstreichen konnte. Und seinen Trauben bekam der Stubenstichstoff nicht schlecht.

„Der Wirt ist ein A . . .“ hieß es in ganz Burgund, „wir müssen ihm seinen verdammten Brantwein bezahlen und nachher noch seine Trauben mästen, bis sie plagen.“ Seine Trauben hatten wirklich die Eigentümlichkeit, im Herbst zu plagen, und die Marke „Zum borstigen Vieh“ war im In- und Auslande sehr geschätzt.

Heute also war wieder Kirmeß, und das ganze Dorf war versammelt, um dem Wettkampf zwischen Apollon und Marphas zuzusehen. In der Gistbude selbst hatten nur die Stammgäste Platz gefunden, die andern drängten sich um die offenen Fenster. Aber der Kneipe lastete auf hundert Schritte im Umkreise eine Dunstwolke von Schnaps; sie verdickte sich von Zeit zu Zeit zu einem Schnapstropfen, der dann von dem Nächststehenden mit gieriger Zunge aufgefangen wurde. Trotz der geöffneten Fenster war die Luft in der Stube so elend, so muffig, so stockig, so zersezt und verfault, so voll von Gasen und Bakterien, daß eine alte Katze, welche einen verlorenen Kettgipfel anzufnabern begonnen hatte, kopfschüttelnd und einer Ohnmacht nahe, das Lokal wieder verlieh.

Unter den Nächsten, welche die Kämpfer umstanden, befanden sich auch zwei Damen, die älteste und die jüngste von den Schwestern Muse. Es waren eigentlich neun Schwestern, und sie trieben sich alle neun, zum größten Argernis des Landes, mit jedem umher, der sie haben wollte. Früher, in ihrer Jugend, hatten sie es nur mit Adligen und Pfarrern gehalten; jetzt aber waren sie ganz gemein geworden, die einen von ihnen tranken Schnaps und die andern Eau de Cologne. Die älteste, welche verhältnismäßig sauber gekleidet ging, hatte gegen alle Naturgesetze die Erbschaft aller ihrer Schwestern angetreten und ging jetzt mit dem geizigen Apollon, dem sie die Bücher führen und die grauen Haare ausreiben mußte. Und wenn er seinen Nasengesang anstimmte, mußte sie ihn immer bewundern. Oft sagte sie: „Es ist ein Hundeleben mit so einem Künstler! Lieber einen Verbrecher!“

Das jüngste Fräulein Muse hatte ein platonisches Verhältnis mit Marphas. Sie war seit ihrem dreißigsten Jahre unnahbar geworden, weil kein Mann ihr naturalistisches Ideal verwirklichte. Als sie sich jetzt eben nach ihrer Gewohnheit fragte und Marphas ihr im Zorn darüber einen Viertelliter Brant-



weil ins Gesicht schleuderte, rief sie keifend: „Du ungeräucher-tes Sch...! Wegen ein bißchen Haut die gute Gottesgabe wegzuschmeißen! Überhaupt die Haut! Haut ist Lüge! Die Haut trennt uns von der Natur! Ohne Haut wären Men-schen und Tiere und Bäume und Früchte besser, kräftiger, schmackhafter. Von Natur hatten die Dinge gar keine Haut. Erst die Verzärtelung der Welt hat Tiere und Pflanzen dazu gebracht, sich mit Fell und Rinde zu umgeben. Pfui, wie schlapp! Ihr fürchtet euch vor jedem Luftzug, darum habt ihr Haut. Laßt euch schinden, wenn ihr mir gefallen wollt. Nur das Geschundene ist schön.“

Marthas kniff sie zum Zeichen seiner Reigung; dann be-gann der Kampf.

Der Zierbengel Apollon zog ein Taschentuch hervor, wel-ches er kaum vier Wochen bei sich trug, und begann hinter demselben, indem er sich bei jedem Ton in verschiedener Höhe schneuzte, die alte Melodie des Liedes: „Ein Schäfermädchen weidete.“ Alle Zuhörer kannten die Leistung bereits und spuckten zum Zeichen ihres Beifalls an die Wand. Das war ein hüß-licher Erfolg. Als aber Marthas sich nun räusperte und sein Kunststück ohne Taschentuch auszuführen begann, da merkte man sogleich eine erhöhte Aufmerksamkeit. Marthas überrasschte aber nicht nur durch die Einfachheit seiner Technik, sondern auch durch die Neuheit der Melodie. Den neuesten Gassenhauer: „Wie es hitz! Trine schwißt, Trine hat den Kock verloren“ — schneuzte er, ohne ein bißchen zu tremolieren, in sonoren Tönen so laut, daß auch das Publikum vor der Kneipe seine Freunde daran hatte. Man warf, um seine höchste Zufriedenheit aus-zudrücken, faule Eier und Äpfel in die Stube hinein.

Apollon und das älteste Fräulein Mufe gerieten in furcht-baren Zorn und begannen zu schimpfen: „Du S!“ schrie Apollon seinem Gegner zu.

„Du elender Kujon!“ erwiderte Marthas schlagfertig.

Behmals flogen die Worte hin und her, und jedesmal steigerte sich der treffende Ausdruck. Dann stürzten die Neben-bühler aufeinander los und verbißten sich einer in den andern. Auch die beiden Schwestern begannen einen Ringkampf. Das älteste Fräulein Mufe ergriff eine Mistgabel, welche für die nahe Düngereerte schon bereit stand, und stach damit auf ihre jüngste Schwester los.

„Da! da! So brauchst du dich nicht mehr zu fragen. Ich will dir deine Haut durchlöchern, daß die Natur überall hinein kann.“

Die Zuschauer bekamen vor Lachen Krämpfe und alle Zustände. Endlich aber rief sich wälzend ein besonnenere alter Mann: „Hört auf, oder ich tr . . . auf der Stelle. Abstimmen!“

„Abstimmen!“ riefen alle.

Bei der Abstimmung siegte Marthas mit allen Stimmen gegen eine. Nur das älteste Fräulein Mufe hatte sich für Apollon erklärt; aber auch ihr gefiel eigentlich Marthas besser.

„Es ist eine Affenschaude,“ rief sie heulend, „mit seinen alten abgestandenen Wizen will meiner noch konfurrerieren.“

Apollon sah gräßlich aus. Marthas hatte ihm die Spitze seiner griechischen Nase abgebißsen, und die rote Farbe des fließenden Blutes mischte sich erschreckend mit dem Grün-gelb, welches sein Antlitz vor Reid und Wut angenommen hatte. Ein impressionistischer Maler mit violetter Nase, welcher mit den andern Trinkern vor dem Fenster stand, skizzierte sofort den Farbeffekt. Die Dorfbewohner hielten das gelungene Bild-chen für Erdbeeren mit Spinat.

Apollon und das älteste Fräulein Mufe lauerten dem Sieger an einer Waldblöße auf. Apollon hatte nach der Ab-machung allen vertrunkenen Brammwein bezahlen müssen, und sein poetisches Gemüt litt furchtbar unter dieser Notwendigkeit.

„Jedes Haar einzeln möchte ich dem S . . . ausreißen,“ sagte er.

„Zieh ihm das Fell ab! Thu's meiner Schwester zulieb!“

So wurde beschlossen, und beide hielten sich die Seiten vor Lachen.

Langsam torkelte Marthas heran. Vor seinem geistigen Auge stand die jüngste der Mufentöchter, und ihm war, als ob sie doch noch die Seine werden müßte. Er . . .

An der Waldblöße lag eine stinkende Wasserpflüze, mit einer grünbräunlichen, im Mondenschein phosphoreszierenden, faulen Schimmeldecke überzogen. Marthas wollte da stehen bleiben; aber er fiel hinein. Ruhig machten sich die beiden andern an die Arbeit, ihm nun das Fell abzuziehen. Im Wasser ging das bequemer und reinlicher. In ihrer Pfarrenzeit hatte das jüngste Fräulein Mufe eine Virtuosität darin erlangt, Kale lebendig zu schinden. Sie fing auch an ihrem Schwager Mar-thas beim Kopfe an, und zwar bei den Ohren, weil das die schwierigste Arbeit war. Sie . . .

Schon nach einer halben Stunde war sie bei der großen Zehe angelangt. Marthas war so besoffen, daß er nichts spürte und nur in seinem Dufel langsam das Alphabet entlang schimpfte. A Z

Dreimal war er bis zu Z . . . gelangt, bevor die Operation sauber und ordentlich vollendet war.

Apollon warf sich das Fell des Marthas um die Schul-tern und sah darin aus, wie der Esel in einer Löwenhaut.

„Du süßer Schweinebraten,“ kflüsterte das älteste Fräu-lein Mufe. „Setz dichst Du wenigstens aus wie ein Mann. Komm!“

Und sie ließen den Geschundenen liegen.

Das jüngste Fräulein Mufe litt an Schlaflosigkeit. Kurz nach Sonnenaufgang saß sie schon bei ihrem Topf Kaffee und stierte mit Esel auf die Haut, die sich gebildet hatte.

„Pfui Teufel!“ rief sie und schleuderte die Kaffeehaut mit einem Schmiß ihres verrosteten Zinnlöffels auf ihr Bett. Dann ging sie hinaus. Sie kratzte sich. Und sie blickte empor zum Himmel und mußte sich sagen, daß er nur mit einer blauen Haut überzogen war, hinter der sich alle astrophysikalischen Wahrheiten verbargen. Und niemand kratzte das Blaue ab. Sie ging weiter, und sie sah auf die Erde, die auch dort mit Pflanzen bedeckt war. Sie schüttelte sich und mußte sich sagen, daß die Pflanze und das Tier und der Mensch und das Denken und die Liebe und die Bicherspekulation nur die bunte Schim-melhaut der Erde war, unter welcher die brutalen Preußen die pessimistische Wahrheit des höllischen Erdinnern verbargen.

Und da war niemand, der die grüne Haut der Erde ab-kratzte. Sie kratzte sich und ging weiter. Von überall starteten ihr Häute entgegen, nichts als Häute. Die Dachsen hatten eine Haut, die Eier und die Äpfel eine Schale, und selbst die erfin-dungsreichen Menschen ahmten die einzige Dummheit der großen Natur nach und gaben sogar der Wurst eine Haut. Die Welt war nichts als Haut für sie, und ihr wurde übel vor Empörung.

Da erblickte sie ihren geschundenen Freund, und sie lächelte befriedigt, nach langen Jahren zum erstenmal wieder. Er sah aus wie ein anatomisches Präparat. Das gefiel ihr. Sie setzte sich neben ihn in die Schlammplüze und wartete ungeduldig auf sein Erwachen.

Marthas, der ein gewissenhafter Mann war, schickte eilig nach der weisen Frau. Sie kam und

Das Kind sah seinem Vater ähnlich wie ein englisches Beefsteak dem andern. Es wog zehn Pfund oder zweihundert Mark.

Zur selben Zeit mußte die älteste Mufe, um welche sich Apollon gar nicht bekümmerte, nacheinander um zwei Ärzte schicken. Sie kamen und

Es war ein jämmerliches Wesen, konnte kaum piepsen und mußte, damit es am Leben blieb, in eine künstliche Hühner-brutanstalt gesetzt werden.

Als aber die Tanten und Wasen herbeikamen, waren sie sehr befriedigt und fanden beide Kinder reizend.



Die Freie Bühne.

Von
F. M.

Über die Organisation des Vereins „Freie Bühne“ herrscht sogar unter seinen Mitgliedern, welche am Vormittag des 29. September zum erstenmal den Zuschauerraum des Lessingtheaters füllten, ziemliche Dunkelheit; das fernstehende Publikum weiß schon gar nicht, an wen es sich bei diesem allerneuesten Berliner Theater zu halten habe. Als bekannt darf vorausgesetzt werden, daß die Freie Bühne jedes Stück nur ein einziges Mal zur Aufführung bringen will und so im Laufe des Winters etwa zehn Werke, für welche die stehenden Bühnen sich aus welchem Grunde immer verschließen, seinen Mitgliedern vorführen wird. Zehn Namen sind veröffentlicht worden, welche die Inhaber der oligarchischen Regierung bezeichnen. Es soll aber für Freund und Feind nicht verschwiegen werden, daß innerhalb dieser Regierung der bekannte Litterarhistoriker Otto Brahm bisher weitaus die größte Arbeit geleistet und den glänzenden Erfolg des ersten Tages eben nur noch mit Hilfe des Regisseurs Hans Meery und der fünf Darsteller errungen hat. Es war keine leichte Aufgabe, die schauspielerischen Kräfte für diesen einen Tag zu vereinigen. Und es wäre nicht gelungen, wenn die Leiter der großen Theater das junge Unternehmen nicht unterstützt und dadurch bewiesen hätten, daß sie persönlich mit künstlerischer Freiheit über der eigenen gewohnten Geschäftsleitung stehen.

Die Reihe der Aufführungen begann mit Ibsens „Gespenstern“ und beschwor so plötzlich den Streit über den nordischen Dichter wieder herauf. Es giebt schon eine sehr zahlreiche Ibsengemeinde, welche auf jeden Gedankenstrich des Meisters schwört; doch selbst kritikalose Lobeshymnen sollen mich nicht abhalten, immer wieder warnend dazwischen zu rufen, daß der Täufer noch nicht der Messias ist, und daß die Jahrtausende alte Bedeutung des Wortes „Poesie“ begrifflich erweitert werden müßte, wenn die psychologischen Dramen Ibsens für den Gipfel der Poesie gelten sollten. Aber noch weniger darf das Jetergeschrei der Philister und das ablehnende Kopfschütteln der Angitlichen die Überzeugung zurückdämmen, daß in Henrik Ibsen ein bahnbrechender Geist und eine dramatische Kraft ersten Ranges einer unklaren modernen Bewegung erst ihre Ziele gewiesen hat. Auch Diderot war für das Drama seiner Zeit epochemachend, trotzdem er kein voller Dichter war. Und wenn heute alte Herren, deren angenehmster Typus noch Karl Frenzel ist, aus ihrer Beschäftigung mit Diderot das Recht herleiten, über Ibsen thörichtes Zeug zu radotieren, so machen sie denselben Eindruck, den der seltsame Gottsched zur Zeit Diderots machen mußte. Es läßt sich gewiß viel gegen Ibsen einwenden; wer ihn aber bekämpfen will, muß mit ihm auf demselben freien Boden stehen und darf nicht auf der Schulbank eines vergangenen Jahrhunderts sitzen geblieben sein.

Nicht so grundlos ist der Vorwurf, daß die Freie Bühne im Grunde nur einen einzigen, unbekanntem Schriftsteller entdeckt und den Ausländern den ersten Platz und überhaupt zu viel Platz eingeräumt habe. Das wäre kaum geschehen, wenn die Freie Bühne nach jahrelanger Vorbereitung einem pedantischen Programm gemäß ins Leben getreten wäre. Dann hätte sie aber auch leicht an der Uneinigkeit der ersten Gründer sofort scheitern können.

Die Freie Bühne mußte aber gegründet werden, weil der Gedanke, wie man zu sagen pflegt, in der Luft lag. Sonst liegt der Gedanke immer in der Luft, wenn das Geld auf der Straße zu liegen scheint; diese Absicht war und ist jedoch dieser Schöpfung fern geblieben, trotzdem der „Gedanke in der Luft“ ursprünglich doch nur eine Nachahmung ausländischer freier Bühnen war, welche sich von den stehenden Bühnen wohl durch ein festes, künstlerisches Programm, nicht aber durch einen Verzicht auf Geldgewinn unterschieden. Dieser ideale oder sagen wir lieber unperfönlliche Zug ist charakteristisch für die deutsche Freie Bühne.

In Frankreich hat der naturalistische Roman den Sieg über die alte Schule errungen. Die siegreichen Dichter haben aber bisher vergebens versucht, auch die Bühne zu erobern, trotzdem schon der alte Balzac und nach ihm die Brüder Goncourt einige große Anläufe machten, und trotzdem in unsern Tagen der erstaunliche Zola unermüdllich seine gebrauchten Romane zu Dramen aufarbeitet. Die Freie Bühne von Paris hatte also die klar gestellte Aufgabe, einer neuen litterarischen Richtung, welche im Buchhandel die größten Erfolge gehabt, auch den Geschäftsbetrieb der Bühne unterzuordnen.

In Scandinavien ist die Richtung, welche man fälschlich ebenfalls naturalistisch nennt, welche aber jedessfalls zu dem schwer definierbaren Programm der Freien Bühne gehört, zu einer noch gewaltigeren litterarischen Machtstellung gelangt. Ibsen beschäftigt die Gemüter fast so sehr, wie etwa vor einem Menschenalter die Philosophie Schopenhauers und nachher die Musik Wagners die jungen Köpfe aufgeregt hat. In allen diesen Fällen war es nicht die Erkenntnis, nicht die Musik und nicht die Poesie, welche der Anhänger dieser Männer, der ianer, in erster Linie in sich gefördert sah, sondern etwas der Religion Verwandtes, etwas Unausprechliches, etwas Hohes! Die blaue Blume der Romantik duftete in immer neuen Metamorphosen. Einerlei! Der skandinavische Norden besitzt in Ibsen einen Führer, der europäischen Ruhm erworben hat, und da ist es kein Wunder, daß er Nachfolger findet, welche ihn zu übertrumpfen suchen, ihn oft vergrößern und verzerren, aber von der Mode des Tages hoffen, daß sie ihre Nachahmungen in den Kauf nehmen werde. So hat die Freie Bühne von Kopenhagen, wie die von Paris, ihren sehr realen Untergrund.

Für die Vergleichung mit Deutschland sind ein paar Jahreszahlen wichtig. Balzac, das erste Genie unter diesen Namen, war 1799 geboren, also ein Zeitgenosse von Heinrich Heine. Edmond de Goncourt ist 1822 geboren, Ibsen 1828; der verstorbene Jules de Goncourt war nur zwei Jahre jünger, und selbst der jüngste und schneidigste unter den Führern, Zola, wird demnächst fünfzig Jahre alt sein. In Deutschland dagegen sind es nur blutjunge Leute, welche blindlings zur naturalistischen Schule schwören; wer von ihnen das dreißigste Lebensjahr erreicht hat, wird beinahe als Ehrengreis behandelt und von seinen eigenen Jüngern leise gemahnt, daß er wieder vom Schauplatz abzutreten habe. Der einzige Theodor Fontane, der mit seinen nahezu vollendeten siebzig Jahren dem fühligen Realismus huldigt und von Proselytenmachern darum mit den ausländischen Naturalisten zusammengepöppelt wird, ist eine so unvergleichlich individuelle Erscheinung, ist so durch und durch Märker, ist überdies in seiner ironischen, etwas konservativen Weltanschauung so weit von allem Sturm und Drang entfernt, daß seine litterarische Klassifikation zu den schwierigsten Dingen gehört. Zu meinem Glück hat er nichts für die Bühne geschrieben und gehört also gar nicht hierher. Die übrigen berühmten deutschen Schriftsteller, die vor dem Jahre 1848 geboren sind, stehen der Bewegung fremd oder feindlich gegenüber. Friedrich Spielhagen und Paul Heyse haben sie in ihren letzten Büchern lebhaft angegriffen; Spielhagen in einem Roman, im „neuen Pharaon“, Heyse in Epigrammen und in einem Theaterstück, der „Prinzessin Sazcha.“

Ich meine also, daß bei uns, trotz aller Bewunderung für Zola und Ibsen, die neue Richtung bis jetzt nicht siegreich gewesen ist, weil sie keinen anerkannten deutschen Namen auf ihre Fahne schreiben durfte. Und nichts Thörichteres könnte es geben, als in der Not den ersten besten aufs Schild zu erheben, nur damit wir auch einen Namen zu stellen haben. In der Not frißt der Teufel Fliegen, aber er nemmt sie darum nicht Fasanen.

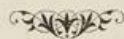
Die Thatsache steht fest, daß wir Deutsche keinen bedeutenden Dichter jener Richtung haben, welche sich in Zola und Ibsen am kräftigsten ausgesprochen hat. Ist das nun bloß ein Zufall? Ist nur zufällig in dem jüngeren Geschlecht keine Begabung vorhanden, welche wir den großen Ausländern an die Seite stellen könnten? Oder geschieht, was in Deutschland

schon einmal geschehen ist? Bearbeiten wir vielleicht nur die Anregungen von Westen und von Norden, um am Ende mit einer neuen Dichtkunst der Zukunft hervorzutreten, welche den Naturalismus und die anderen Strömungen in sich aufgenommen und künstlerisch überwunden hat? Die Freie Bühne von Berlin wird hoffentlich dazu beitragen, daß diese Frage gelöst werde. Denn diese Freie Bühne war auch bei uns ein Bedürfnis.

Jeder ihrer Erfolge wird ein Sieg über das Publikum sein. Bei keinem der zur Aufführung gewählten Dramen handelt es sich um irgend ein Geheimnis, welches den andern Theaterleitern verborgen geblieben wäre. Die Stücke lagen im Original oder in der Übersetzung gedruckt vor, und jeder Bühnenleiter hatte nur zuzugreifen, um die Freie Bühne überflüssig und damit unmöglich zu machen. Die alten Bühnen haben aber niemals den Verus in sich gefühlt, dem Geschmack des Publikums voranzuwiehlen. Sie sind ohne Ausnahme so sehr von dem täglichen Kassenbericht abhängig, und die Einnahmen wieder stehen in einem so geraden Verhältnisse zu den Wünschen der zahlenden Menge, daß die Leitung jedes Theaters endlich und schließlich immer wieder in der Hand des Publikums liegt. Der Direktor, sei er nun ein Hofbeamter oder ein Privatmann, hat etwa die Stellung des Ministers in einem konstitutionellen Musterstaate, — nur daß das geehrte Publikum nicht ein für allemal alle drei Jahre, sondern tagtäglich zur Abstimmung schreitet. Tagtäglich muß danach der leitende Mann sein Regierungsprogramm ändern. Die Abstimmung geschieht auf die einfachste Weise. Die Regierungspartei erscheint im Lokale und bezahlt ihren Stimmzettel bar; die Opposition bleibt eben weg und übt durch diesen passiven Widerstand und die unmittelbare Steuerverweigerung eine viel größere Macht aus, als wenn sie zum Beispiel für ihr Geld ins Theater kommen und dort sitzen wollte. Da nun ein Theater, so gut wie der Staat und jedes andere Wesen, erst bestehen muß, bevor es ein ideales Ziel verfolgen kann, da die Existenz des Theaters täglich aufs neue von dem zahlenden Publikum abhängt, so kann ein gewissenhafter Direktor selbst bei gutem Willen nicht gegen die Geistessträgheit des Publikums ankämpfen. Und so ist der beklagenswerte Mangel an Initiative auf unseren Bühnen nichts weiter, als die notwendige Folge des öffentlichen Geschmacks.

In dem Programm der Freien Bühne heißt es: „Wir binden uns an keine ästhetische Theorie und schwören auf kein Programm, sondern wir heißen alles willkommen, was frei und groß und lebend ist; nur das Werk der erstarrten Form bleibe uns fern, das Produkt der Berechnung und der Konvention.“

Berechnung und Konvention, das ist der ewige Vorwurf, der den Repertoirstücken unserer stehenden Bühne so selten erpart werden kann. Einige Berliner Kritiker, welche ihr Amt ernst zu nehmen gewohnt sind und diesen Vorwurf darum am häufigsten erheben, sind an der Leitung der Freien Bühne beteiligt. Sie werden durch die Wahl der Dramen und durch deren realistische Inszenierung einmal zu beweisen Gelegenheit haben, daß die Kritik doch nicht so unfruchtbar sei, wie schlechte Schauspieler und schlechte Schriftsteller der Welt gern glauben machen möchten.



Kleine Kritik.



Fausts Tod. Aus der Tragödie zweitem Teil von Goethe; für die Bühne bearbeitet von A. L'Arronge. (Berlin, Mitscher und Köstel.)

Ein verwegener Kritiker hat den Direktor L'Arronge dafür, daß er einige Stücke des zweiten Teils von Faust glücklich zur Aufführung brachte, den „mitdichtenden Regisseur“ genannt. L'Arronge selbst wäre

wohl zu geschmackvoll gewesen, um sich einen Mitdichter am Faust zu nennen, ohne Herrn Wolfgang Goethe vorher um Erlaubnis gefragt zu haben. Wie dem auch sei, für die Theatergeschichte des Faust ist das Vorgeben von L'Arronge nicht ohne Bedeutung. Und wie es einen der Ruhmestitel von Professor Erich Schmidt bildet, daß er den Ur-Faust entdeckt hat, so kann L'Arronge das Verdienst in Anspruch nehmen, die Verie des zweiten Teils auf die Länge von drei Stunden zusammengefrüchten und damit den Ur-Faust entdeckt zu haben. r.

Goethes Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. (Weimar, Hermann Böhlau, 1889.)

Von der großen Weimarer Goethe-Ausgabe, welche dem deutschen Volke endlich den größten Dichter in schöner Ausstattung und vollständig in die Hand geben wird, sind neben zu den zwölf bisherigen Bänden vier neue erschienen. Um das Volk goethereich zu machen, hätten bei den nötigen Anlagen am Ende auch die alten, wohlfeilen Ausgaben genügen müssen; für den ernsthaften Verehrer Goethes wird aber das mächtige Goethe-Werk, welches außer allen Schriften auch sämtliche Tagebücher und Briefe bringt, bald unentbehrlich sein. Die neue Lieferung enthält zwei Bände Briefe und zwei Bände Dramen. Der philologische Apparat bringt nicht nur für den gelehrten Forscher, sondern auch für den einfachen Goethe-Liebhaber interessante Neuigkeiten, namentlich zu Iphigenie und zu dem schönen Bruchstück von Nauplia. Da unter den Herausgebern dieser Bände nicht Herr von Loeper ist, wird einer höheren Töchtermoral zuliebe nichts unterschlagen, wie das ungläublicherweise im ersten Bande der Gedichte geschehen konnte. Ob das Publikum ein paar Duzend frechschöne Verse mehr oder weniger entbehren kann, ist allerdings nicht eben wichtig; die Wissenschaft aber, in deren Dienst und mit deren Hilfe die Weimarer Ausgabe erfolgt, sollte keine Nebenrücksichten kennen. Das ewig Weibliche zieht ja sonst hinan. r.

Polska Maria. Majurische Dorfgeschichten von Richard Skowronnek. Dresden und Leipzig, S. Minden. 1889.

Die stimmungsvollen Schilderungen der majurischen Forsten, der großartigen Einsamkeit des Spirdingsees, der fernigen Gestalten der polnisch-litthauischen Bevölkerung mit ihren ungezähmten Leidenschaften beweisen, daß wir in dem Verfasser ein ganz hervorragendes Talent anzuerkennen haben. Von seiner weltentlegenen Heimat ist ihm ein eigentümlicher Zug der Schwermut geblieben, der den Wert seiner Erzählungen steigert. Das Stimmungsbild „Nachtschwalben“, die kulturhistorische Skizze „Der letzte Bauer von Rohmanken“ gehören deshalb zu den besten Dorfgeschichten. Die Titel-Erzählung ist nicht gerade glücklich gewählt, denn ihr Motiv ist zu roh und abstoßend. Auch die humoristische Skizze „Monterechi und Capuletti“ ist weder originell noch heffend. — 7. —

Zwei Komtessen, von Marie Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1889.)

Es wäre vielleicht ein geringes Lob, Marie von Ebner-Eschenbach eine unserer ersten Dichterinnen zu nennen. Das ist sie auch gar nicht. Sie ist einer unserer ersten Dichter. Wenn Frankreich oder England eine Schriftstellerin von dieser Bedeutung unter den Lebenden zählen würde, so wäre ihr Ruhm und ihr Erfolg weit über die Grenzen der Heimat hinaus verbreitet. Nur bei uns ist es möglich, daß eine solche Erscheinung ihre Anerkennung nur bei einer Kleinern oder größern Gemeinde findet. Bei Anzengruber, bei Gottfried Keller läßt sich das Gemeindepinzip unter ihren Bekennern noch eher aus gewissen Härten dieser Dichter erklären; Marie von Ebner-Eschenbach aber bietet keinem verständigen Leser irgendwelche Schwierigkeiten. Sie ist zwar weise wie ein alter Philosoph, aber zugleich doch übermütig lustig wie ein toller Badfisch. In der vorliegenden neuesten Novellenammlung befindet sich auch „Komete Mushi“, ein Meisterstück an Charakteristik, zu welchem nicht leicht ein ebenbürtiges Pendant gefunden werden könnte. „Ist das durch ein Weib geschehen“, wie ihr älterer Kollege und Namensvetter Wolfram sagt, so soll das Lob darum nicht größer, aber auch nicht geringer ausfallen. r.

Emile Zola. Was ich nicht leiden mag. Ins Deutsche übertragen von Paul Heichen. (Leipzig, Albert Unslad.)

Wenn wir der mächtigen Erscheinung Zolas einmal historisch gegenüberstehen und seine gewaltige Kraft von dem werden scheiden können, was auch bei ihm durch Übertreibung angeblicher Wahrheit zur Unwahrheit und zur Schablone geworden ist, dann werden wenigstens seine negativen Thaten voll anerkannt werden, seine rücksichtslose Kritik alles dessen, was vor ihm Mode war und durch ihn eine alte Mode geworden ist. Seine kritischen Aufsätze haben vielleicht den Boden für die kommende Dichtung besser gedüngt, als die allzu tierischen menschlichen Dokumente, mit denen er gerade die besten seiner Romane zu überladen siebengewonnen hat. Eins seiner ruhigsten Bücher nun, welche er unter dem Titel „Mes Haines“ vor vielen Jahren herausgab, hat in dem vorliegenden Bändlein zu einem unwürdigen Geschäfte dienen müssen. Mit keinem Worte wird auf dem Titelblatte verraten, daß es sich um tiefer gehende Kritiken handle; eine Pariser Zeichnung auf dem Umschlag soll wohl sogar vermuten lassen, der Leser werde auf den schlecht gedruckten Blättern pitante und interessante Boulevard-Geschichten nach dem Geschmacke der schlechtesten Phantasie finden. Wir warnen also dem Leute, welche sich amüsieren wollen, ausdrücklich vor dem Ankauf. Überdies streift die Übersetzung voll von Mißverständnissen. Geradezu unverzeihliche Unkenntnis und ebenso großen Leichtsinns verrät es, wenn der Übersetzer einen Aufsatz über einen Roman der Brüder Goncourt aus eigener Erfindung mit der Überschrift versieht: „Einer von meinen Nachtretern!“ Wie jedermann außer Herrn Heichen weiß, sind die Brüder Goncourt Zolas Lehrer und Vorgänger.

Prof. Dr. F. H. Schmid, Ist der Tod ein Ende oder nicht? (Leipzig, Max Spohr.)

Die alte Frage „Sein oder nichtsein“ ist wohl selten mit größerer Selbsteigenschaft und geringerer Überzeugungskraft behandelt worden als im vorliegenden Buche. Herr Schmid kämpft gegen die materialistische Weltanschauung für das Vorhandensein eines unförperlichen, geistigen Prinzips im Menschen, und damit für die Unsterblichkeit der Individualität, und giebt sich den Anschein, einen streng wissenschaftlichen Beweis zu führen, wie denn auch in der That viel von physikalischen und physiologischen Dingen die Rede ist. Allein er trifft überhaupt seinen Gegner, den Materialismus, nicht, indem er seine Siege gegen Behauptungen richtet, welche jener gar nicht aufstellt und aufstellen kann, und im allgemeinen immer voraussetzt, was er beweisen will. Er hat sich seine Aufgabe überdies dadurch besonders leicht gemacht, daß er seinen Abhandlungen die Form von Gesprächen zwischen Personen gegeben hat, um deren logischen Scharfbild es sehr schlecht bestellt ist und die nur von gegenseitiger Bewunderung ihrer eigenen Weisheit triefen. Der Materialismus hat alle Ursache, sich recht viele solche Angreifer zu wünschen, da sie durch derartige Lebensäußerungen die Schwäche ihrer Sache für alle Welt deutlich genug offenbaren.

Mit eigentümlicher Empfindlichkeit horchen die Berliner immer noch auf fremde Urteile; trotz mancher Spuren von Überhebung ist ihr westfälisches Selbstvertrauen noch keinesfalls sehr gefestigt. Herr St. Mesmin läßt sich im Pariser „Figaro“ über unsere Kunstzustände aus, und seine Anschauungen werden fleißig in deutschen Blättern wiedergegeben und noch fleißiger erörtert. Herr St. Mesmin findet unseren diesjährigen Kunstsalon herzlich schlecht; da wird ihm jeder gern beipflichten. Er findet, daß die Künstlersymposien und die Champagnerflaschen mit gebrochenen Hälften in der Berliner Künstlerschaft wenig getanne Dinge seien. Die unbedingte Notwendigkeit dieser Dinge für die Künstlerschaft kann schon bestritten werden, und die wenig beachteten Maler von Paris werden auch nicht lukullische Mahlzeiten zu geben gewöhnt sein. Den Nagel auf den Kopf aber hat der Pariser Journalist getroffen, wenn er meint: man vergleiche den Eifer der Pariser Bevölkerung mit dem Phlegma der Berliner ihren Kunstausstellungen gegenüber. Die Eröffnung des Pariser Salons ist jedesmal ein Festtag; bei der Eröffnung unseres Salons wurden wir im Uhrsaale der Kunstakademie eingepfercht, und nach einer Viertelstunde etwa sprach eine laut vernehmliche Stimme: „Bitte, meine Herrschaften, treten Sie näher!“ und der Rundgang begann. Gegen die

Gleichgültigkeit und das naive Unverständnis, denen die bildenden Künste in den weitesten Kreisen Berlins begegnen, haben eifrige Reformer schon allerhand Heilmittel in Vorschlag gebracht. Der eine hofft Besserung von der Errichtung einer würdigen Heimstätte für Kunstausstellungen, der andere meint, man erzähle doch dem Volke, was das Volk verzieht, man komme ihm nicht mit gelehrter Malerei, sondern schildere ihm die Geschichte seiner Vergangenheit und Gegenwart. Man sehe nur, wie fleißig das Volk die Gemälde in der Ruhmeshalle im Zeughaufe studiere! Mit Vergnügen, das wird ein Irrtum sein. Waffen besieht man im Zeughaufe und Fahnen und Kanonen, und die Hunderte von Besuchern beschauen natürlich auch die Malereien in der Ruhmeshalle; aber ein nüchternen Beobachter wird auch hier kein allzu warmes Interesse für die Kunst bemerken. Es würde wohl auch der schönste und zweckmäßigste Ausstellungspalast an dieser Thatsache nichts ändern, und zwar aus dem einfachsten Grunde der Welt: uns fehlt die Erziehung zur Kunstbetrachtung. Das läßt sich durch äußere Umwälzungen nicht in ein paar Jahren nachholen, und zudem fehlt hier fast jeglicher Anreiz, der den Nachahmungstrieb im Volke weckt. In Paris zollen die Tonangeber, gehören sie den Kreisen der Politik, der Litteratur oder des Bewußtes an, der Kunstpflege auffällig ihren Tribut; ob sie es nun geheuchelt oder ungeheuchelt thun, die Wirkung bleibt dieselbe; für die Menge ist ein Anporn gegeben. Das strenge Betonen des Utilitätsprinzips in Preußens Hauptstadt rührt nicht von heute und gestern her, und so wird es in der neuen Reichshauptstadt auch nicht morgen oder übermorgen schwinden. Überdies ist jener Geist ein mächtiger Patron, welcher nach Heine eine Tochter ausruhen ließ: „Mutter, wat Jehn Ihnen die frienen Beeme an!“ als die Mutter während eines Frühlingspazierganges im Tiergarten ihrer Freude über das frische Grün Ausdruck gab.

Zwei Beduinenjünglinge wurden von Berliner Damen entführt und nach zwei Tagen unverletzt dem Verantwärteter der ethnologischen Schauausstellung von Herren aus der besten Gesellschaft zurückgestellt. Seltsame Geschichte und Stoff zu den gruseligsten Sittenbildern aus der Großstadt. Die Tagespresse hat von der Sensationsgeschichte erzählt, und das alte Thema von den seltsamen Irrungen des Geschmacks der Frauen im allgemeinen und der Berlinerinnen insbesondere ist angeschlagen. Das Ganze war eine hohle Reportierphantasie, zu Reflektationszwecken erjomen. Schließlich kommt auch das Publikum dahinter. Man ist enttäuscht, man schimpft, und so wird von den geringsten Anfängen an ein Schädling unserer Entwicklung großgezogen, der Antijournalismus. Man sieht ihn nicht leibhaftig auf der Straße herumlaufen, man hört ihn nicht in Volksversammlungen das Wort ergreifen, und doch lebt er und ist da und tritt mitunter sogar in dem rüden Ruf: „Berichterstatter raus!“ in wirkliche Erscheinung. Wenn der Einzelne, der für die weite Öffentlichkeit lebt, sei er Künstler, sei er Litterat, sei er Parlamentarier, über Zeitung und Zeitungsschreiber in schlechter Laune schmält, so ist das nicht so schlimm, meist ein kleines Eitelkeitsfieber. Wenn aber in ganzen, breiten Volksschichten das Mißtrauen sich festsetzt und in öffentlichen Versammlungen, wie es in Berlin in letzter Zeit mehrfach geschah, in den Entrüstungsruf ausbricht: „Berichterstatter raus!“ so ist die Sache bedenklicher. Einmal, weil sie die Tyrannei von unten aufsteigend zeigt und darthut, wie die Achtung vor dem Werte der Presse sinkt, und dann, weil thatsächliche schwere Gebrechen vorliegen müssen, um solchen Mißmut zu erklären. Man achtet bei uns im Zeitungsleben im allgemeinen den Tagesberichterstatter zu gering, und darum wird er in vielen Fällen verächtlich. Seine Wirksamkeit schneidet aber unmittelbar und tief in die Lebensverhältnisse der Menge ein, und gegen jedes Unrecht oder jede Unkenntnis, die ihm zur Last fallen, kehrt sich die Erbitterung am lebhaftesten. Wenn in den öffentlichen Rundgebungen der arbeitenden Welt der Berichterstatter Wesentliches fallen läßt und Unwesentliches hervorhebt, weil er in die Verhältnisse einzudringen sich nicht bemüht oder die intellektuelle Fähigkeit hierzu nicht besitzt, und wenn nach süßem Brauch solche Berichte auf dem Wege der vervielfältigten Korrespondenz in die Zeitungen übergehen, so kann man leicht ermeßen, wie der Mißmut wächst. Wenn z. B. in einer so gewichtigen Frage, wie die moderne Frauenbewegung ist, der spießbürgerliche Berichterstatter sich an kleine, in der That komische Vorkommnisse von nebenfächlicher Bedeutung klammert, um dem Redakteur einen sogenannten pikant-witzigen Bericht zu liefern, so lernt man verstehen, wie der Antijournalismus zu thatsächlicher Bedeutung gelangen kann.

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Carl Flemmings Vaterländische Jugendschriften.

Band 1 bis 13. Preis pro Band in rot Kaliko gebunden 1 Mark.

- | | |
|---|---|
| 1. Band. Kühn, Fr., Chlodwig. 3. Auflage. | 8. Band. Würdig, L., Gustav Adolf in Deutschland. |
| 2. " " Der Burggraf von Nürnberg. 3. Auflage. | 9. " Schrader, F., Friedrich der Große. 2. Auflage. |
| 3. " Köppen, F. v., Das alte Ordensland. | 10. " Ziemssen, L., Hans Sachs. |
| 4, 5. " " Blücher. | 11. " " Sebastian Bach. |
| 6. " Würdig, L., Die Brüder. 2. Auflage. | 12. " Höder, G., Neithardt von Gneisenau. |
| 7. " " Dragoner und Kurfürst. 3. Auflage. | 13. " " Theodor Körner. |

- | | | |
|--|---------------------------------|-------------------------------------|
| Würdig, L., Mühlberg u. Sievershausen. | Würdig, L., Markgraf Waldemar. | Kühn, Fr., Scharnhorst. 3. Auflage. |
| — Graf York von Wartenburg. | — Freiherr von Stein. | — Kettelbeck. 3. Auflage. |
| — König Friedrich Wilhelm I. 2. Aufl. | Kühn, Fr., Leuthen. 2. Auflage. | — Derflinger. 3. Auflage. |
| — Hans Joachim v. Zieten. | — Schill. 3. Auflage. | — Deutsche Erone. 3. Auflage. |
| — Prinz Eugen. | — Seydlitz. 3. Auflage. | — Barbarossa. 2. Auflage u. a. m. |

Jeder Band ist schön illustriert und wird apart abgegeben. Carl Flemmings Vaterländische Jugendschriften (früher Spiegelbilder, Erzählungen aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes) sind vom pädagogischen Verein in Berlin sehr warm empfohlen.

Für Mädchen.

Töchter-Album.

Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend.

Unter Mitwirkung von

Marie Bärtnier, Wilhelm Goppe, Seminarlehrer Hummel, Sophie v. Keller, Elisabeth Kier, Sidra v. Klein, B. Ludowig, Marie v. Lindeman, Marie Regel, Minna Regel, Eduard Rüdiger, Pauline Schanz, Emma Schöne, Agathe Schöne u. a.

herausgegeben und Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta Victoria gewidmet

von Thessa von Gumpert.

Mit Bildern nach Originalzeichnungen von Professor Hugo Bärtnier, F. Bärtnier, W. Claudius, Prof. Alfred Diethe, S. Mühlig u. a.

35. Jahrgang 1889.

Jeder Band, hochlegant ausgestattet, enthält 36 Bogen Text, 24 Bilder in Farbendruck und viele in den Text gedruckte Goldschnitte.

Preis elegant farctoniert 6 Mk. 75 Pf., in schwarz Kaliko gebunden 7 Mk. 50 Pf., in rot Kaliko gebunden 7 Mk. 75 Pf., in rot Kaliko mit Goldschnitt 8 Mk. 70 Pf.

Die Post: ... ein wahrhaft nützliches Werk. Eine Herde der Hausbibliothek jeder deutschen Familie.

Anzeiger für die neueste pädagog. Litteratur: ... Es ist wunderbar, wie dieses Unternehmen, das nun schon seit mehr denn einem Menschenalter besteht, sich Jugend und Arbeit bewahrt hat. Es gehört in vielen Familien zum ehrenwerten Bestande des Weihnachtsfestes.

Breslauer Zeitung: ... Das Werk ist so fest eingewurzelt in den Gemüth von Tausenden von Familien, daß es einer besonderen Ankündigung nicht bedarf.

Berliner Vörsenzeitung: ... Ein so ehrenwertes, ewig junges Buch für unsere Töchter lobt sich selbst.

Für unsere Kleinen.

Herzblättchens Zeitvertreib.

Unterhaltungen

für kleine Knaben und Mädchen zur Herzensbildung und Entwicklung der Begriffe.

Im Verein mit mehreren Kinderfreunden herausgegeben von

Thessa von Gumpert.

Mit 22 Bildern in Farbendruck und 23 Goldschnitten von Professor Hugo Bärtnier, W. Claudius, A. Diethe, G. Limmer, S. Mühlig, E. Seigt u. a.

34. Jahrgang 1889.

Preis elegant gebunden in englischer Leinwand mit reicher Goldpressung 6 Mark, farctoniert in elegantem Umschlag 5 Mk. 25 Pf.

Das „Herzblättchens Zeitvertreib“ ein Lieblingsbuch der deutschen Jugend im wahren Sinne des Wortes ist, beweisen die überaus zahlreichen Anerkennungschriften. Unter anderen ging der bekannten Herausgeberin aus der Kabinettskanzlei der Kaiserin Augusta Victoria ein Schreiben zu, in welchem es unter anderem heißt:

„Ihre Majestät die Kaiserin und Königin beauftragen mich, Ihnen zu sagen, daß „Herzblättchens Zeitvertreib“ das liebste Buch der prinziplichen Kinder sei.“

Fürs Kindesherz.

Gedichte für Kinder von Albert Maffutz.

Mit 6 Bildern in Farbendruck von Fodor Klingner.

Preis gebunden 1 Mk. 50 Pf.

Kindergeschichten

für aufmerksame kleine Zuhörer von 4-7 Jahren

von Frieda Amerlan.

Mit 8 Bildern in Farbendruck von S. Mühlig.

3. Aufl. Preis geb. 2 Mk. 25 Pf.

Für kleine Mädchen

welche lesen gelernt haben.

Von Martin Claudius.

2 Bändchen. Jedes mit 4 Bildern in Farbendruck von Prof. H. Bärtnier.

Zweite Auflage.

Preis gebunden 2 Bändchen 1 Mk. 20 Pf.

Leipzigiger Tageblatt: Die Mädchen empfehlen sich durch ihren Inhalt aufs angelegentlichste dem kleinen Mädchenpublikum.

Für die reisere Jugend.

Abenteuer in den deutschen Kolonien Afrikas und der Südsee. Fahrten und Abenteuer, Land und Leute. Erzählt und geschildert von Gerhard Stein. Mit 4 Bildern in Farbendruck. Preis in elegantem Umschlag gebunden 3 Mark.

Staats-Anzeiger für Württemberg: ... Eine wertvolle Bereicherung der Jugendlitteratur. Das Buch ist so recht geeignet, den Bild unserer Jugend zu erweitern, den nationalen Sinn in ihr zu pflegen, zugleich aber auch vor Abenteuerlust zu warnen.

Historische Erzählungen von Ferdinand Pflug. Mit 3 Bildern in Farbendruck von Julius Scholz und V. Venus. Preis gebunden 1 Mk. 50 Pf.

Hinter Thor und Wall. Geschichten für jung und alt von Heinrich Smidt. Mit 8 Bildern in Farbendruck von A. Diethe. Preis gebunden 2 Mk. 50 Pf.

Zu Lande und zu Wasser. Erzählungen aus dem Seemannsleben von Heinrich Smidt. Erstes bis drittes Bändchen. Zweite Auflage. Jedes Bändchen mit 3 Bildern in Farbendruck von E. Ebers. Preis 2 Bändchen gebunden 1 Mk. 50 Pf.

Erzählungen von Otto Glaubrecht und Carl Stöder. Zweite Auflage. Mit 3 Bildern in Farbendruck nach Zeichnungen von R. Geißler. Preis gebunden 1 Mk. 50 Pf.

Lebens-Führer durch die Jugendlitteratur: ... Die Erzählungen sind fernig und nützlich in jeder Beziehung.

Seltene Abenteuer unter Zwergen und Riesen. Eine Erzählung von Ferdinand Schmidt nach Swift. Mit vier Bildern in Farbendruck von S. Stelzner. Zweite Auflage. Preis gebunden 1 Mk. 50 Pf.

Das Buch der Natur.

Naturwissenschaftliche Lebensbilder für jung und alt von Hermann Wagner.

Zwei Bände.

1. Bd. mit 13 Vollbildern in Loubdruck, 2. Bd. mit 8 Vollbildern in Loubdruck von E. Haffie, geschnitten von Prof. Hugo Bärtnier.

2. Auflage.

Preis geb. 2 Bände 1 Mk. 50 Pf.

Jedes Bändchen wird apart abgegeben.

Erzählungen

aus dem Leben der Tiere.

Von Fr. W. Brendel.

Ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung für jung und alt.

Durchgesehen v. Seminarlehrer H. Hummel.

1. Bd. 5. Aufl., 2. Bd. 4. Aufl.

Mit je 8 Bildern in Farbendruck von E. Haffie.

Preis geb. 2 Bände 4 Mark.

Jeder Band ist einzeln zu haben.

Ansführliche Kataloge über die gediegenen und glänzend ausgestatteten Jugendschriften auf Verlangen gratis und franko.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie direkt von der Verlagshandlung.

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Für Mädchen.

Thelma von Gumperts Bücherschatz für Deutschlands Töchter.

Band I. Erinnerungen einer Großmutter von A. von Schwerin. Band II. Band III. Sarmlose Geschichten Die Familie Justin. Erzählung von Jenny Fischer (Fach). A. von Carlowitz. Mit einem Farbendruck-Titelbild von F. Lindner.

Preis elegant gebunden 3 Mark. Jeder Band, ein abgeschlossenes Ganze bildend, ist apart zu haben. Die Frage: Was geben wir unseren heranwachsenden Töchtern zu lesen? hat schon manchen um die Erziehung und Herzensbildung der Töchter besorgten Eltern nicht geringe Schwierigkeiten geboten.

Thelma von Gumpert, die Herausgeberin des seit 35 Jahren bestehenden und in jeder guten Familie beliebten Töchter-Albums, die Verfasserin dieser, über die Zeit verbreiteter Kinderbücher und Bücher für junge Mädchen der verschiedensten Altersklassen, diese schwärzigen, von den bedeutendsten Männern und Frauen aller Verfassende, von Königen und Königen, und von Herrscherinnen und Prinzessinnen ebenso wie von den Hausfrauen und Familienhäuptern aus dem einfachen Volke dankbar anerkannt und aufrichtig hochgeschätzte, nun schon vierzehnjährige Schrifstellerin, hat die Redaktion des "Bücherschatzes" übernommen.

Man darf fast überzogen sein, daß Thelma von Gumperts Bücherschatz für Deutschlands Töchter in der gesamten deutschen Frauenwelt, sowohl im weiblichen als auch im männlichen Geschlechte, ein wertvolles, wohlgeordnetes und doch immer aufs neue zu höherer Schöpfung werden wird, für die Eltern und Erzieher überhaupt aber eine unerschöpfliche Quelle, eine wertvolle, längst ersehnte Ergänzung der bisher vorhandenen Jugendliteratur von geradezu einzig, kultureller Bedeutung.

Für die reifere Jugend.

Preußens Heer in Bild und Wort.

Von der Gründung des Brandenburgischen Heeres bis zum Aufbau der Kriegsmacht des Deutschen Reiches. 1619-1889. Bilder von Richard Knötel, Text von Fedor v. Köppen. Mit 36 Bildern in Farbendruck und 35 Siguretten. Hochelegante Ausstattung! Preis in Kalligraphieband 8 Mark. Boffische Zeitung: "Ein vornehmendes von solchhohem Geiste getragenes Prachtwerk." Kölnische Zeitung: "Das Buch wird in unserer mittlen im Leben doch trügerisch angehauchten Zeit den Weisheit nicht nur der Jugend, sondern auch des erwachsenen Lesers finden."

Das Militärbilderbuch.

Die Armeen Europas. In Bildern von Richard Knötel, Text von Oberstleutnant G. Vogt, herausgegeben von Julius Köhnecker. Mit 34 Bildern in Farbendruck und 17 Siguretten. Preis elegant gebunden 6 Mark.

Anzeiger für die neueste pädagogische Litteratur: "Ein Bilderbuch gewöhnlicher Art, sondern ein hervorragendes Kunstwerk." Mainzer Tageblatt: "Unterstützt von trefflichen Farbendruckbildern bringt dieses Buch eine ergötzende, in jeder Hinsicht gelungene Darstellung des gesamten europäischen Heerwesens. Wir empfehlen das Buch als eine gelungene Weihnachtsgabe für die heranwachsende Jugend."

1870 und 1871 Zwei Jahre deutschen Heldentums.

Von Gustav Döcker. Mit 112 Holzschnitten von Wilhelm Camphausen, G. Horn, Chr. Zell u. a. und 4 Karten. Zweite Auflage. Preis in Kalligraphieband gebunden 4 Mk. 50 Pf. Reichsanzeiger: "Die mit patriotischem Schwünge gegebene Darstellung des letzten Krieges unterwirft sich ganz besonders dadurch von nahezu allen übrigen Büchern auf diesem Gebiete, daß sie nicht nur wissenschaftlich gelehrt sein will, sondern daß sie vornehmlich geeignet erscheint, gerade die heranwachsende Jugend in die letzten beiden Jahre der vaterländischen Geschichte einzuführen."

Für kleine Knaben und Mädchen.

Die verkehrte Welt. Ein komisches Kinderbuch von G. Reinhardt. Mit 17 großen bunten Bildern. Vierte Auflage. Groß-Quart. Preis gebunden 2 Mk. 50 Pf.

Breslauer Morgen- und Zeitung: "Diese Bilder sind nicht bloß komisch, sie sind voll des sprudelnden Humors und werden bei den Kindern unendlichen Jubel erregen. Es ist ein Genuss, wenn man die grotesken Bilder sieht." Boffische Zeitung: "Eine originell und vorzüglich durchgeführte Idee."

Kinderherz fürs Kinderherz. Von Luise Thalheim. Drei Bändchen, jedes mit 25 Holzschnitten von Prof. G. Bäcker. Dritte Auflage. Preis à Bändchen in eleg. Umschlag 2 Mark.

Die Post: "Die bekannte Verfasserin bietet in diesen eleganten Bändchen unseren jüngsten eine reizende Gabe, die den kleinen süßlichen Freude machen wird, denn sie sind für ihren kleinen Gesichtskreis geschaffen, und die vorzüglichsten Holzschnitte von Professor Hugo Bäcker werden ihnen das Verständnis noch mehr erleichtern."

Die Herzblättchen. Erzählungen aus dem Familienleben und der Natur für kleine Kinder von Thelma von Gumpert. 1. Bd., 8. Kall.; 2. Bd., 5. Kall.; 3. Bd., 2. Kall. Mit je 6 Bildern in Farbendruck von H. Ed. Meyerheim und H. Mühlh. Preis geb. à 2 Bk. 25 Pf.

Ausführliche Kataloge über die gediegenen und glänzend ausgestatteten Jugendschriften auf Verlangen gratis und franko. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie direkt von der Verlagshandlung.

Das Roggenkörnlein.

Ein Bändlein für kleine Kinder von Heinrich Zäde. Mit bunten Bildern von Leopold Venus. 3. Auflage. Preis gebunden 1 Mark 80 Pf.

Haus Hänschen das etwas werden wollte. Von Heinrich Zäde. Ein Bändlein mit 20 Bildern in Farbendruck von Leop. Venus und Rud. Geisler. Vierte Auflage. Preis gebunden 2 Mk. 50 Pf.

Norddeutsche Allg. Zeitung: "Dieses Buch gehört mit zu dem Besten, was der Kinderbuchmarkt seit längerer Zeit geliefert hat."

Hellmund und Hellänglein. Bilder und Räthsel für Kinder u. Kinderfreunde von Heinrich Zäde. Mit 35 Holzschnitten von Leop. Venus. Preis gebunden 1 Mk. 80 Pf.

National-Zeitung: "Süßliche Verse über jene Lage der Kindheit, wo noch der Mutter liebe zarte Sorgen besorgen ihren goldenen Morgen. Die Bilder sind reizend, das Ganze eine wahre Lust für jeden Hellmund und jedes Hellänglein."

Häschen im Kraut.

Ein Bändlein für kleine Kinder von Heinrich Zäde. Mit 9 Bildern von Leop. Venus. 2. Auflage. Preis elegant gebunden 1 Mk. 80 Pf.

Münchener Tageblatt: "Bilder und Verse dieses Bändleins sind gleich gut." Anzeiger der neuesten pädagogischen Litteratur: "Heinrich Zädes Kinderbücher sind durch die Gartenlaube weltbekannt geworden. Auch die neue Auflage von Häschen im Kraut wird wie die früheren von den kleinen mit hellem Jubel begrüßt werden."

Die Kinderbücher Zädes gehören zu den wertvollsten Erscheinungen der Jugendschriftenlitteratur. Sie sind die schönsten Festgaben für kleine Kinder.

Mein erstes weißes Haar und Die Badereise der Tante.

Zwei Erzählungen für Kinder u. Kinderfreunde von Thelma von Gumpert. 4. Auflage. Mit 6 Bildern in Farbendruck von A. Diethe. Preis gebunden 2 Mk. 25 Pf.

Kölnische Zeitung: "Treffliche Erzählungen für junge Mädchen."

Für die Kinderstube. Erzählungen aus dem täglichen Leben kleiner Kinder, verbunden mit bibl. Geschichten zur Entwicklung der religiösen Begriffe, des Pflichtgefühls und der Nächstenliebe. Herausgegeben von Thelma von Gumpert. Zwei Bände. Jeder Band mit 4 Bildern in Farbendruck. Preis à Band 2 Bk. 25 Pf.

Klein Lieschen. Erzählungen für die Kleinen von H. Gutberg. Mit 6 prächtigen Bildern in Farbendruck von H. Mühlh. Zweite Auflage. Mit schönem Umschlag. Preis gebunden 1 Mk. 20 Pf.

Neue Märchen für artige Kinder im Alter von 6-10 Jahren von Henriette Laubien. Mit 3 Bildern in Farbendruck von H. Geisler. Dritte Auflage. Preis gebunden 1 Mk. 50 Pf.